# SHELLEY UND DIE FRAUEN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

EINER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

**UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN**

VORGELEGT

VON

**OTTO MAURER**

AUS KIRCHHEIM U. TECK.

DRUCK VON HERMANN COSTENOBLE

JENA.

1904.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. Franz.

16. Juni 1904.

# Einleitung.

Vorliegende Arbeit hat den Zweck, Shelley's Ansichten über den Beruf und die Stellung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft, und sein praktisches Verhalten den Frauen gegenüber zu untersuchen. Die Frauen nehmen in Shelley's Lebensgeschichte und in seinem Denken und Dichten eine so hervorragende Stellung ein, dass eine solche Untersuchung wohl gerechtfertigt erscheint. Und weiterhin steht Shelley in einer Zeit, mit welcher eine neue Epoche für die Frau beginnt: aus der vielspältigen Gedankenbewegung, als deren gewaltigste Welle die französische Revolution erscheint, ist auch die moderne Frauenfrage hervorgegangen. Shelley verdient so unser Interesse auch als einer der ersten Anstossgeber für eine heute noch, oder eigentlich heute erst recht lebendige Bewegung.

Es soll also untersucht werden, wie Shelley zu seinen Ansichten über den Beruf der Frauen und die Beziehungen der Geschlechter kam, aus welchen zeitgeschichtlichen oder sonstwie vermittelten Quellen er seine Anregungen schöpfte, und wie sich seine Gedanken in Zusammenhang und Wechselwirkung mit seinem praktischen Erleben allmählich in ihm ausbildeten. — Um ein *Werden* von *Gedanken* also handelt es sich: es werden sich deshalb bei der Arbeit ge-

schichtlich-chronologische und systematische Darstellung zu durchdringen haben.

Im Gewebe der Ideen Shelley's lassen sich schon sehr früh drei nebeneinander her laufende Gedankenfäden bemerken, welche sich auf die Frauen beziehen. Doch ist es so, dass je einer nach dem andern an die Bildfläche emporkommt, der er dann die Farbe gibt, während die andern unten weiter laufen. Die Erlebnisse wirken gewissermassen wie der Einschlag, welcher je den einen hinauf-, die andern hinunterspannt.

Auf diese Weise lassen sich drei Perioden scheiden, in welchen je eine der drei Gedankenrichtungen vorherrscht und ihren klarsten Ausdruck erhält; und hier wurde dann der Übersichtlichkeit wegen jeweils die Behandlung der vorher und nachher weiterziehenden Unterfäden zusammengefasst. — Einmal übt Shelley Kritik an der herrschenden Auffassung der Geschlechtsverhältnisse und der staatlichen Institution der Ehe. Diese Negative ist besonders stark ausgeprägt in Shelley's Jünglingszeit. — — Dann stellt er den kritisierten Verhältnissen ein neues Frauenideal und das positive Bild einer idealen freien Ehe entgegen. Mary Wollstonecraft-Godwin ist sein Vorbild, und die hierher gehörigen Werke fallen in die erste Zeit seiner Verbindung mit der Tochter jener Frau, Mary Godwin. — Endlich hat Shelley in eigentümlicher Weise seine Auffassung mit philosophisch-religiösen Spekulationen über die letzten Ziele des menschlichen Lebens verwoben. Diese Ideen ziehen sich durch sein ganzes Werk, erhalten aber ihren klassichen Ausdruck und werden psychologisch recht erklärbar erst im Epipsychidion, also in seiner letzten Zeit.

So ergab sich für die Arbeit folgender Plan:

I. Erste Jugend.

1. Früh zutage tretende Eigenart.
2. Erste Bildungseinflüsse.

3. Die Frauen und die Ehe in Shelley's frühster Produktion.
4. Geschichte und Psychologie seiner ersten Jugendliebe.

II. Periode der dogmatischen und wesentlich negativen Jugendphilosophie. Kritik der Ehe.
1. Theoretische Einflüsse und Quellen: Godwin.
2. Erlebnisse mit Frauen: Geschichte seiner ersten Heirat.
3. Ausdruck seiner Theorien über die Ehe in Queen Mab.
4. Verhältnis dieser Kritik der Ehe zu Sh.'s späterer Auffassung derselben.

III. Periode des Einflusses der beiden Marys. Das neue Frauenideal in Laon und Cythna.
1. Auflösung seiner Ehe mit Harriet; Knüpfen neuer Bande. Mary Godwin.
2. Erstes Auftauchen des Idealsuchens und seine Tragödie, Alastor.
3. Das neue Frauenideal in Laon und Cythna.

IV. Shelley's Philosophie der Liebe.
1. Höhepunkt des Einflusses idealistischer Philosopheme. (Plato, Dante.)
2. Der Idealsucher Shelley im praktischen Leben: Die Frauen dieser Periode: Mary, Claire Clairmont, Emilia Viviani.
3. Das Ideal-Weibliche.
   a. Vorstufen des Epipsychidion.
   b. Das Epipsychidion.
4. Sh.'s letzte Zeit eine Übergangsperiode.

---

# I.

# Shelleys erste Jugend.

In die Zeit der Revolutionsjahre, welche Wordsworth, Southey, Coleridge, Mary Wollstonecraft und Godwin teils im ersten Erwachen, teils auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft miterlebten, fällt Shelley's Geburt; er kam am 4. August 1792 zur Welt.

## Früh zutage tretende Eigenart.

Er war ein zarter aber blühend aussehender Junge. Seine Haut war auffallend klar und rosig, seine Augen gross und von leuchtendem Blau. Diese klare Gesichtsfarbe und der „überirdische Glanz seiner Augen" blieben ihm sein Leben lang, und gaben ihm bei der Schlankheit seiner Gestalt etwas Jungenhaftes. Er war äusserst sensibler und erregbarer Natur und zeigte schon frühe eine ungewöhnliche Phantasiebegabung. Seine Einbildungskraft aber ist von Anfang an nicht bloss ein leichter, spontaner Wechsel lebhafter Vorstellungen, sondern eine starke Fähigkeit, aus der spröden und widerspruchsvollen Wirklichkeit heraus eine höhere Welt zu schaffen, die den Ansprüchen des Geistes und des Herzens genügt, und dort mit aller glühenden Kraft der Begeisterung

sein eigentliches Leben zu leben. Diese Fähigkeit in Ideen und Idealen zu leben, aufzugehen, ist dem jugendlichen Alter besonders eigen. Shelley aber hat sie sein ganzes Leben lang nicht verloren. Weiter ist seine Phantasie charakterisiert durch ein rasches und starkes Sich-hineinfühlen in die Objekte: er sieht sie nicht nur von aussen, sondern seine Seele schlüpft hinein in sie.

Mit dieser Feinfühligkeit und seiner Eigenwelt der Phantasie steht er abseits von den andern Jungen. Dagegen spielt er mit Vorliebe mit seinen Schwesterchen. In der Schule, in Sion-House ist er scheu zurückgezogen. Das ausgelassene, derbe Wesen robuster Jungen ist ihm zuwider. Nur ein Mitschüler gewinnt seine Liebe; ein „ausserordentlich munterer, mutiger und sanfter Junge," wie Sh. selber erzählt. „Der Ton seiner Stimme war sanft und gewinnend, dass jedes Wort mein Herz durchdrang, und ihr Pathos so tief, dass mir die Tränen unwillkürlich hervorströmten, wenn ich ihm zuhörte." Symonds weist sehr richtig darauf hin, dass solche glühende Knabenfreundschaften oft der Liebe vorausgehen. Und namentlich wird die *Art* solcher Freundschaftsverhältnisse die Art der Beziehungen zum andern Geschlecht voraus ahnen lassen. Wir finden Shelley in dieser Knabenfreundschaft schon auf der Spur jener „geistigen Schönheit", der er sein Leben lang nachzog; wir sehen, dass es geistige Werte sind, die ihn anziehen, geistige Eigenschaften, die auf ihren schönen körperlichen Ausdruck gebracht sind: es ist bemerkenswert, dass die Stimme, die unmittelbarste und beseelteste der sinnlichen Äusserungen des Seelischen, besonderen Eindruck auf ihn macht.

## Bildungseinflüsse.

In Eton (1804—1810) entwickelt sich seine Eigenart im Gegensatz zu den gewöhnlichen Sterblichen von Schulbuben

und den ungerechten Einrichtungen, Konvenienzen, dieser Welt immer deutlicher: er empört sich gegen das von kräftigen, derben Jungen natürlich mehr oder weniger derb gehandhabte aber ungefährliche Faggingsystem. Er lernt Godwins „Political Justice" kennen und entbrennt Feuer und Flamme für diesen mit mathematischer Architektonik zusammengedachten anarchischen Idealstaat der Tugendhaften und Freien; er empört sich mit Godwin, und mit unendlich mehr Temperament als der kühle Mathematiker der Moral, gegen Tyrannen und tyrannische Institutionen. Da mag er auch — schon ehe er einem anderen weiblichen Wesen als Mutter und Schwester nahe getreten war — Godwins kühle, wohlweise Überlegungen über Ehe und freie Liebe flüchtig gestreift haben.

Hier gab er an einem Frühlingsmorgen, der Tyrannei der Schule entflohen, seine Seele in feierlichem Gelübde all' diesen Idealen hin, wie er es in der Widmung zu Laon und Cythna beschreibt. Hier zeigte sich ihm zum erstenmal in inspiriertem Augenblick die wunderbare Vision der „geistigen Schönheit", wie er dies in der „Hymn to Intellectual Beauty" erzählt.

## Über Frauen und Ehe.

Dabei begeisterte er sich für die lateinischen Klassiker, las Godwins phantastische Romane und der Mrs. Radcliffe wildromantische Räuber- und Schauergeschichten und ward am Ende selber zum Autor darob: im April 1810 erschien sein erster Roman Zastrozzi. Vor Ende desselben Jahres erschien der zweite: St. Irvyne or the Rosicrucian. — Der edle grossmütige Räuber, die tugendhafte, reine Jungfrau, die ihn liebt, die leidenschaftliche wilde italienische Gräfin, die ihn abtrünnig macht — all das sind so bekannte Erscheinungen

dieser Literaturgattung, dass es sich nicht lohnt, auf die Quellenfrage einzugehen. — Auf irgend eine solche Quelle oder die Lektüre der Political Justice mögen auch einige Stellen in St. Irvyne kommen, die uns hier näher angehen:

Der „böse" Nempère, um die schmachtende, tugendhafte Eloise in ihrer „unsophisticated innocence" zu verlocken, sagt: *) „Why are we taught to believe that the union of two who love each other is wicked, unless authorised by certain rites and ceremonials, which certainly cannot change the tenour of sentiments which it is destined that these two people should entertain of each other? . . . . .

And is then the superior and towering soul of Eloise subjected to sentiments and prejudices so stale and vulgar as these? . . . Say, Eloise, do not you think it an insult to two souls, united to each other in the irrefragable covenants of love and congeniality, to promise, in the sight of a Being whom they know not, that fidelity which is certain otherwise?" Allein, der Autor nennt diese Argumente selber „palpably baseless", später aber ergibt sich Eloise dem tugendhaften schwärmerischen Fitzeustace, der über ihre Verbindung mit Nempère wegsieht, weil dieser nur ihren Leib besessen habe. Ohne durch Ehe verbunden zu sein, leben sie glücklich, „united by the Laws of their God, and assimilated by congeniality of sentiment." (Sheph. I. 215). Aber als sie zusammen nach England gehen, hält es Fitzeustace für nötig, die Ehezeremonie zu vollziehen, obgleich er sie betrachtet als „an human institution, and incapable of furnishing that bond of union by which alone can intellect be conjoined." „It is but yielding to the prejudices of the world."

Diese Stellen sind die ersten Anzeichen, dass sich der Dichter mit Gedanken über die Ehe befasste. Der Roman

*) Shepherd, Shelley's Prose Works, Vol. I, pag. 198.

St. Irvyne scheint eine Übersetzung oder Überarbeitung wahrscheinlich eines deutschen Romans zu sein, der aber nicht bekannt ist. So lässt sich nicht ausmachen, ob Sh. diese Gedanken in seiner Vorlage fand, oder ob er sie, durch Godwins Political Justice angeregt, selbständig hineintrug.

Jedenfalls aber ist ihm schon in dieser Zeit, gleichviel durch wen, die Ehe problematisch geworden, wie auch die Religion. Zwischen Zastrozzi und St. Irvyne liegt das erste Jahr auf der Universität, Oxford, und freiere Beschäftigung mit Philosophie. Sein Kopf kocht von Ideen. Er ist so disputationslustig wie nur je später in seinem Leben.

## Jugendliebe.

Und da, in den Ferien vor dem Leben auf der Universität und in der Wissenschaft, trifft er eine verständnisvolle Seele, die auch schon „gezweifelt" hat, am Dogma nämlich, — und diese Mit-Seele im Reich der „Guten, Selbstlosen, Freien" ist ein ausserordentlich hübsches Mädchen, ungefähr so alt wie der junge Philosoph, — Miss Harriet Grove.

Ihre Herzen finden sich denn auch so schnell wie ihre Gedanken; die beiderseitigen Eltern haben nichts gegen die Liebe der jungen Leute einzuwenden. So kann sich Shelley mit der ganzen reinen, ungeteilten Glut seiner Seele dieser Liebe widmen. Man macht mit den Geschwistern Mondscheinspaziergänge, schwärmt, denkt, zweifelt und disputiert zwei entzückende Monate lang. Welch eine Wonne, für die neugewonnenen wissenschaftlichen, politischen, philosophischen, religiösen Einsichten gläubiger und ungläubiger, positiver und negativer Art, Proselyten zu machen!

Worin unterscheidet sich diese Jünglingsliebe von irgend einer andern? Lässt sich hier schon etwas spezifisch Shelleysches finden?

## Psychologie seiner Jugendliebe.

Die Liebe der Pubertätszeit bedeutet bei allen gesunden und intellektuellen jungen Leuten die Zeit, in der die idealistische Phantasie am bedeutendsten in das praktische Leben hereinspielt. Der neue unbekannte nicht zur Selbstbesinnung gekommene sinnliche Trieb setzt sich in ein leuchtendes und blitzendes Geschwirr von Ideen und Phantasien um; die zum erstenmal aus den Tiefen der physischen Natur hervorsprudelnde krystallklare Quelle der Sinnlichkeit schäumt an der Unkenntnis ihrer eigenen Art auf und wird Geist. — Anders ist auch Sh. nicht. Und auch bei ihm ist das gesteigerte Leben des Intellekts und der Phantasie knabenhaft unklar, unzusammenhängend, aus den widerstrebendsten Elementen zusammengesetzt. — Aber eine Besonderheit zeigt diese Liebe doch: Die ganze aussergewöhnliche Leidenschaft und das völlige Hingenommensein durch die geistigen Freuden, die aus dieser Liebe fliessen. Seine junge Geliebte ist ihm die Seele, in der das ganze geistige Leben, das ihn erfüllt, widerhallt. Und den eigentlichen Inhalt seines Geisteslebens bilden jetzt schon die aufspriessenden Ideale der sozialen und politischen Gerechtigkeit und Liebe, die Opposition gegen alles, was die Freiheit dieser Liebe gefährdet, gegen Gesetze, Dogmen und Vorurteile.

Hier sehen wir ihn zum ersten Mal dieses sein geistiges Ideal in Zusammenhang bringen mit einem weiblichen Wesen. Wir werden sehen, welche Rolle diese Vereinigung in seiner späteren Auffassung vom Beruf der Frauen spielen wird, und umgekehrt, wie seine Auffassung idealer Weiblichkeit ein Grundfaktor seiner ganzen Philosophie werden wird. Wir sehen hier schon das Leitbild des neuen geistigeren und sozialen Frauentypus entstehen, den er dem alten rein häuslichen entgegenstellen wird. Er selbst fängt an, sich als

Kämpfer zu fühlen; und seine Geliebte soll seine Gedanken und sein Streben teilen, soll seine geistige Gefährtin und Mitkämpferin sein.

Aber mit dem Bewusstwerden seines Gegensatzes gegen Dogma und Gesellschaftsordnung und mit dem ersten Waffengang gegen sie sollte ihm auch gleich klar gemacht werden, wie hart die Dinge sich im Raume stossen. Miss Harriet Grove war zwar eine „Zweiflerin" gewesen; aber sie hatte den Zweifel besiegt; und nun sah sie den andern jungen Zweifler nicht zurückkehren, durch den Sieg im Glauben befestigt, sondern mehr und mehr abfallen. Seine gewaltigen philosophischen Abhandlungen, die als Liebesbriefe in Masse an sie abgingen, beunruhigten sie, und als die besorgten Eltern darnach sahen, wurde dem gefährlichen Ungläubigen die Türe gewiesen.

Er hatte mit der ganzen feurigen Hingebung eines reinen Knaben an ihr gehangen, und der Bruch schmerzte ihn tief und lange. Im Jahre 1812, nach seiner ersten Heirat, schreibt er das Gedicht „The Retrospect", in dem seine neue Liebe wesentlich als Tröstung für die traurigen „retrospects" auf seine erste Liebe erscheint. Eine Anspielung in den Widmungsstanzen zur Revolt of Islam (1818) (One whom I found was dear but false to me)*) geht wahrscheinlich auf Harriet Grove und manche wollen sie sogar im Epipsychidion wiederfinden.

*) Auf Harriet Westbrook geht der folgende Vers: „The other's heart was like a heart of stone".

II.

# Periode der dogmatischen und wesentlich negativen Jünglingsphilosophie. Kritik der Ehe.

Wir sind damit in einen weiteren Abschnitt von Shelley's geistiger Entwicklung gekommen. Er ist durch das Studium Godwins und der französischen Denker des 17. Jahrhunderts der Materialisten und Aufklärer aus dem ärgsten Phantasieren herausgekommen, und schwört nun — echt jünglingshaft dogmatisch — auf die Worte seiner Lehrer, ohne zu bemerken, wie weit seine warme von Glut und Liebe durchströmte spekulative Phantasie von ihrer egoistisch kalten, wenn auch nicht minder erfindungsreichen entfernt ist. — Im Anschluss an diese seine Quellen ist er vorwiegend auf Kritik des Bestehenden gerichtet, negativ, revolutionär. Aber er ist nicht Verstandeskritiker wie sein Lehrer Godwin, sondern seine reformatorischen Ideen werden getragen durch die ganze ungeteilte Einheit seiner Person, welche ein starker Wille zu ihrer Durchsetzung und Betätigung drängt. — Theoretische Betrachtungen über die Beziehungen der Geschlechter, über die Ehe, und über die Aufgabe des weiblichen Geschlechts sind von Anfang an ein Teil seiner Theorien überhaupt. Sie gewinnen in diesem Zeit-

abschnitt an Interesse und Bedeutung innerhalb seines Denkens durch Erlebnisse mit Frauen in Freundschaft und Liebe und eine unter eigentümlichen Verhältnissen zustandekommende frühe Ehe.

## Theoretische Einflüsse.

Shelley ist nun also im wesentlichen Schüler *Godwins*. Dieser selbst ist ein Kind der französischen Revolution. Von den französischen Aufklärern bezieht er seine ziemlich primitive Erkenntnistheorie; mit ihnen stellt er in den Mittelpunkt seiner Lehre die praktischen Fragen, der Moral und Staatsordnung; und mit ihnen sucht er dieselben auf rein rationellem Weg zu lösen.

Die Vernunft ist die „Grundkraft" im Seelenleben des Menschen. Sie ist allmächtig. Das Laster ist so in erster Linie Irrtum des Urteils (Pol. Justice II, 197), hervorgerufen durch irrtümliche staatliche Einrichtungen, die man konstruierte um es zurückzudämmen. Lust ist das höchste Gut: wie die englischen Utilitaristen findet er darin den Leitsatz der Moral, die damit, wie auch die Politik, eine Art Arithmetik wird („moral arithmetic" Pol. Just. I, 173). Weil immer die Berechnung des Einzelfalles — in welcher die höchste Lust aller in Frage kommenden Individuen Resultat sein muss — entscheidet, kann keine Gewohnheit an sich gut sein; auch nicht die moralische Regel; auch nicht die Liebe der Familienglieder. Politische Einrichtungen sind nichts als Trug, erfunden durch Priester und Könige. Wird völlige Freiheit und völlige Gleichheit geschaffen, so wird die Vernunft zur Herrschaft kommen und die Individuen belehren, dass das allgemeine Wohl *ihr* Bestes ist. — Daher müssen alle politischen Einrichtungen und Sittengesetze abgeschafft werden. Überhaupt scheint Godwin jede Art von festgelegter Vereinigung der Menschen gefährlich und schädlich.

Damit ist auch der *Ehe* das Urteil gesprochen. Sie müsste abgeschafft werden, oder wenigstens wäre ihre Abschaffung kein Übel. Er ist sich nicht klar, ob es vernünftiger wäre, völlig freie Liebe (promiscuous intercourse) einzuführen, oder ob nicht am Ende der Hang der menschlichen Natur, bei dem, was sie erwählt hat zu bleiben, die Bildung von Verbindungen auf unbestimmte Zeit rätlich machen würde. Er gibt doch zu „the parties having acted upon selection are not likely to forget this selection when the interview is over"; aber mit dem Aufhören des Befriedigtseins von einander würde auch die Verbindung aufhören sollen.

Diese fast unglaublichen Abstraktionen eines kaltblütigen, unsinnlichen, leidenschaftslosen Philisters und Rechners wurden von Shelley mit Begeisterung aufgenommen. Das psychologische Rätsel ist leicht zu lösen. Er konnte das, weil Godwins System die Schlagworte enthielt, in die er sein Eigenstes, die idealistische Glut seiner Seele legen konnte. „Freiheit": für Godwin die Freiheit affektloser Philister, moralische Rechnungen zu machen und ihre kleinen Triebchen nach Bequemlichkeit zu befriedigen; für Shelley die Freiheit, ungemessen, ohne Schranken, allgemein alles Gute, Schöne, Reine, Erhabene, Seelische auszudehnen und zu lieben. „Pleasure", Lust, höchstes Gut für ihn, wie für die Utilitaristen und für Godwin, ist ihm das Schwelgen in geistigen Genüssen, in Poesie und Kunst und Philosophie, Hinströmen der Seele in entzückte Gesichte vom Schönen, glänzende Phantasien und glühende Bilder; Liebe einer solchen licht- und gluterfüllten Seele zu einer andern, aus der dieselbe Flamme zurückschlägt. — Die Ehe — für Godwin eine Torheit, für Shelley eine masslose Tyrannei des Gesetzes, welches Geschöpfe, die sich nicht mehr lieben, zusammenzwingt, — eine unerträgliche Fessel hoher, reiner und hinreissender Liebe von Person zu Person.

So war es Shelley ein Leichtes, Begriff für Begriff mit seiner eigenen Persönlichkeit zu erfüllen und völlig zu sprengen, ohne dessen gewahr zu werden. Es wirkt fast komisch, seine gefühlsmächtige Person in dem steifen und engen Gewande des Rationalismus stecken zu sehen.

Unmerklich tritt auch an Stelle des Godwin'schen Begriffs der Gerechtigkeit der Shelley'sche Begriff der Liebe. Dazu half ihm Plato, den er jetzt schon eifrig las, wenn auch die Blütezeit seines Platonismus erst später fällt.

Unter seinem Einfluss wird „pleasure" für Shelley „Liebe zur geistigen Schönheit". Er hat aber diesen Begriff noch nicht herausgestaltet, sondern glaubt seinen Inhalt *naturaliter* schon im Godwinschen enthalten.

So die Godwinschen Leitbilder umformend zog er ins Feld gegen alles, was die heiligen Ansprüche jeder Menschenseele auf „pleasure" beeinträchtigt. Von hier aus ist auch seine Stellungnahme gegen die Ehe zu verstehen.

## Geschichte seiner ersten Heirat.

Aber noch ehe er dazu gekommen war, seine Ansichten irgendwo anders als in Briefen und Diskussionen auszudrücken, sollte er eine praktische Probe seiner Theorien über die Beziehung der Geschlechter, über die Ehe ablegen.

Als er im Februar 1811 wegen seiner Flugschrift „die Notwendigkeit des Atheismus" in Oxford relegiert worden war, waren die Beziehungen zu seiner Jugendgeliebten völlig abgebrochen worden; mehr: sie stand im Begriff, sich mit einem andern zu verheiraten. Wie es ihm so misslungen war, eine Mitstreiterin im Kampf gegen die Tyrannei zu gewinnen, war er selbstlos genug, wenigstens für zwei Menschen, die ihm nahe standen, das Glück einer solchen Vereinigung zu wollen: Da war sein Freund Hogg, der die Relegation mit

auf sich genommen hatte, da war seine Schwester Elizabeth, an deren Gewinnung für die „Zahl der Freien, Guten, Selbstlosen" er schon lange mit Inbrunst arbeitete; welch ein Gewinn für beide, für ihn selber und für die „Sache", wenn sie sich liebgewinnen konnten. — Ferner war da in der Pension seiner Schwestern zu Clapham eine Schulfreundin der Mädchen. Sie hiess auch Harriet, Tochter eines Café-haus-Besitzers in London, Namens Westbrook. Sie war ein hübsches, frisches, rosiges Backfischchen von 16 Jahren, heiter, sonnig und anmutig, das aber manchmal kaltblütig wie ein Stoiker vom Selbstmord sprechen konnte. Der junge Gottesleugner war von dieser Lieblichkeit so eingenommen, dass sie ihm wert schien, auch unter die Zahl der Freien und Guten aufgenommen zu werden. Sie wurde aufs Korn genommen und unterrichtet, war anfangs entsetzt, konnte aber den Argumenten eines blühenden 18 jährigen Märtyrers seines Glaubens nicht auf die Dauer widerstehen und ward in Bälde ein „göttliches kleines Pfropfreis des Unglaubens", wie Shelley an Hogg schreibt. Ihre ältere Schwester Elisa, Beschützerin und Leiterin Harriets, fand ihre Freude darin, diese Freundschaft zu „protegieren". Seine Aussicht auf eine Baronie und grossen Reichtum mochte ihr ohne allen Zweifel in die Augen stechen. Kurz: Elisa hätte gegen eine Liebe der beiden nichts einzuwenden gehabt. — Aber Sh. verstand noch nicht. Ihn beschäftigte sein Heiratsplan für Hogg. — Und dann hatte er die Bekanntschaft einer ganz andern Persönlichkeit gemacht: der 29 jährigen Lehrerin Miss Hitchener. Sie war eine Freidenkerin in Religion und Politik. Mit energischem Willen ausgestattet, hatte sie ihren Weg fast ohne fremde Hilfe gemacht. „Sie hatte einen raschen, erregbaren Geist und sprach leidenschaftlich gern ihre Gedanken aus." (Dowden, The Life of Shelley, I, 157 ff). Was Wunder, dass Shelley in ihr ein ganz ausgezeichnetes Exemplar der Freien gefunden zu haben meinte. Er dispu-

tierte denn auch wacker mit ihr über das Dasein Gottes, über Tugend, Freiheit, Erziehung, Dichtkunst, — und auch sie, die bisher Missverstandene, gab sich gerne der Freundschaft mit dem hochstrebenden, von geistiger Kraft glühenden Jüngling hin.

Inzwischen war die kleine Harriet zur Märtyrerin ihres neuen Glaubens geworden. Schon hatte sie Shelleys Lob für ihre „Verachtung des Vorurteils um sie her" gewonnen. Nun aber begann das Vorurteil sich zu rächen: ihre Schulfreundinnen mieden sie; den Lehrerinnen war sie verdächtig. Sie wollte nicht mehr in diese Tyrannei der Schule zurück, aber ihr Vater zwang sie. Nun rief sie Shelley zu ihrem Schutz auf. Sie will mit ihm fliehen, wenn er nur will. Shelley eilt nach London, schreibt aber seinem Vetter Grove vorher, wenn er sich Harriet widme, so sei es nicht aus Liebe, sondern weil er es für eine Pflicht der Selbstaufopferung halte. Er findet Harriet blass und krank: es stellt sich heraus, dass sie sich in ihn verliebt hat, und fürchtet, er werde ihre Liebe nicht teilen. Er verspricht, mit ihr zu fliehen, sobald sie ihn dazu auffordere. Shelley ist in dieser Zeit schwermütig und gedrückt. In der folgenden Woche kommt die Aufforderung. Sie fliehen nach Edinburgh, wo sich der 19 jährige Student und das 16 jährige Schulmädchen nach schottischem Gesetz trauen lassen.

Über diesen Schritt, die gesetzliche Vollziehung der Ehezeremonie, hatte Shelley vorher einen ernsten Briefwechsel mit Hogg, der ihm zuriet. Shelley fand anfangs in diesem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis eine grosse Schwierigkeit, liess sich jedoch überzeugen, und zwar durch sehr charakteristische Gründe: weil der weibliche Teil viel schwerer unter der Rache der vorurteilsvollen Welt zu leiden hat. Die Ehe ist ihm, wie in St. Irvyne, lediglich eine Konzession an die Vorurteile der Welt. Harriet wird über seine

Auffassung der Ehe natürlich in keiner Weise im Zweifel gelassen.

Es ist offenkundig, wie Shelleys Verhalten aufzufassen ist. — Anfangs war es wohl der Liebreiz des Mädchens gewesen, was ihn angezogen hatte. Es ist bezeichnend wie: die körperliche Lieblichkeit scheint ihm darauf hinzudeuten, dass wohl eine schöne, wenn auch noch schlummernde Seele in dieser schönen Hülle stecken müsse. Dies Geistige in dem Mädchen will er zur Entfaltung bringen. — Diese starke pädagogische Neigung wird uns noch öfters in seinem Leben begegnen; ja sie steigert sich, je mehr er sich seiner poetischen Kraft bewusst wird, zum Gefühl eines persönlichen Berufenseins zur Volkserziehung.

Wie nun Harriet sich ganz in seinen Schutz stellt, hält er es für seine Pflicht, das Werk, das er angefangen, auch zu vollenden. Wir können lächeln über den fast pompösen Ernst, mit dem der junge Mann seine ritterliche Rolle des Beschützers und die des Erziehers erfasste; aber selbst zugegeben, dass ein kleiner Stolz auf seine Wichtigkeit, eine kleine Eitelkeit, mit untergelaufen sei, einen Vorwurf können wir ihm nicht machen: Es war ihm aufrichtiger Ernst. Nicht leichten Herzens, sondern mit dem dumpfen Bewusstsein, etwas Folgenschweres und in seiner Tragweite Unberechenbares getan zu haben, erfüllte er diese Pflicht. Die für manchen jungen Mann mindestens gefährliche Aussicht, ein junges Mädchen sein eigen zu nennen, das sich ihm als Gattin oder Maitresse, wie er wollte, antrug, hatte keinen Augenblick Gewalt über ihn. Es war reine Ritterlichkeit und missverstandene Pflicht der Nächstenliebe, was ihn zu dem Schritt trieb. Rasch und ohne langes Besinnen brachte er das Opfer, das sie zu fordern schienen.

Das junge Eheglück ist denn anfangs auch mässig. Aber allmählich gewinnt er doch die kindlich frische Anmut Harriets immer lieber. Er steht ihr freilich zuerst mehr als

älterer Freund, denn als gleicher Genosse oder gar als aufschauender Liebhaber gegenüber. Die eigentliche Genossin seines geistigen Lebens ist Miss Hitchener, die starke Seele, die „die Grenzen des Vorurteils überschritten hat“. Aber als Harriet einem hässlichen Antrag des Freundes Hogg mit weiblicher Würde entgegentrat, gewann sie in Shelleys Augen bedeutend. Ferner mag der unermüdliche, kindliche Eifer, mit dem sie in seine Schule ging, sich an seiner irischen Agitation beteiligte, lernte, vorlas, Gedichte abschrieb, dazu beigetragen haben, sie ihm geistig näher zu bringen. Und als er nun Miss Hitchener einlud, um mit ihr und Harriet eine enge Gemeinde der Freien zu gründen, und als die Geistesheldin sich in der Nähe als eine gewöhnliche Sterbliche erwies, mit Fehlern, Vorurteilen und Lächerlichkeiten, da schloss er sich immer enger an seine junge Frau an, deren anmutige und, wenn nicht hervorragende, so doch natürliche Eigenschaften gegen die Härten und Künstlichkeiten einer armen Kämpferin mit dem Leben und sich selbst vorteilhaft abstachen. — Im Juni 1813 hatte ihm Harriet gar ein blauäugiges Mädchen geboren, Ianthe; und Shelley drückt sein Glück in einem innigen Gedicht aus: er liebt in dem Kinde die Mutter, und die Mutter um des Kindes willen noch mehr als vorher.

So erwuchs in Shelley allmählich eine herzliche Liebe zu seinem jungen, frischen, natürlichen, treuen Weib, der Mutter seines Kindes. Diese Liebe war nicht aus der Leidenschaft geboren, und so blieb denn auch eine reine, innige Geistigkeit ihr Hauptmerkmal, mehr noch, als es von Shelley von vornherein zu erwarten wäre. — So spricht sie sich auch in den Gedichten aus, die Shelley in dieser Zeit an Harriet richtete. Mr. Dowden, der das in Mr. Esdailes Besitz befindliche Manuskript dieser Gedichte eingesehen hat, berichtet über dieselben: Einige seien reine Naturgedichte; „other poems express the ardour of his affection for Harriet, and in these

there is a spiritual quality not always to be found in poetry which tells of the passion of boy and girl. She who is dear to him can be dear only because she is his purer soul, and the meeting of eyes, the touch of lips are precious because these are occasions and emblems of the union of two ardent spirits panting together after high ends." (Dowden, Life of Sh. I, 346.) Diese Charakteristik ist den Proben nach, welche Dowden an verschiedenen Stellen mitteilt, durchaus zutreffend. Da heisst es:

„Ever as now with Love and Virtue's glow
May thy unwithering soul not cease to burn,
Still may thine heart with those pure thoughts o'erflow
Which force from mine such quick and warm return."
(Dowden, I, 286.)

Besonders bezeichnend ist das Gedicht „To Harriet" (ebenda):

„Is it not blasphemy to hope that Heaven
More perfectly will give those nameless joys
Which throb within the pulses of the blood . . .
. . . — will not thy glowing cheek,
Glowing with soft suffusion, rest on mine,
And breathe magnetic sweetness thro' the frame
Of my corporeal nature, thro' the soul
Now knit with these fine fibres? . . . . .

Ihre „heilige Freundschaft" soll fortdauern, auch

„When age
Has tempered these wild extasies, and given
A soberer tinge to the luxurious glow
Which blazing on devotion's pinnacle
Makes virtuous passion superede the power
Of reason."

Ihre Augen senden die mildesten Strahlen in sein Herz, „to purify its purity".

Es spricht aus diesen Worten nicht nur eine schöne Reinheit und Gesundheit des sinnlichen Empfindens, sondern auch ein volles theoretisches Bewusstsein davon, dass die glühende Hingabe von Leib zu Leib und Geist zu Geist im Einklang mit der höchsten Bestimmung ihrer Person und den höchsten Zielen ihres Strebens steht. Das Sinnliche und das Geistige durchdringen sich für sein Bewusstsein zu widerspruchloser Einheit. Die sinnliche Liebe ist ein Teil, und ein selbstverständlicher, wesentlicher der Liebe von Person zu Person. Vom Mittelpunkt der Persönlichkeit aus, — ihrer Bestimmung zur „Tugend", zur selbstlosen Liebe — wird deshalb auch sie geheiligt.

— So ist die Jugendlyrik zwar manchmal glühend, verliert sich aber nie im Bloss-Sinnlichen; und sie ist geistig und moralisch — oft zu sehr für unsern Geschmack, weil zu begreiflich —, aber sie hat weder die Düsterheit noch die Lüsternheit der Askese.

Dies stimmt ganz zu dem Bild, welches uns Hogg von dieser Seite seines Wesens schon in der Oxforder Zeit gibt. Er sagt: „The purity and sanctity of his life were most conspicuous." „He was offended, and indeed more indignant than would appear to be consistent with the singular mildness of his nature at a coarse and awkward jest, especially if it were immodest and uncleanly; in the latter case his anger was unbounded, and his uneasiness pre-eminent." — Er hasst die Obscönität als etwas Unreines, Ungesundes, gegen die Reinheit des natürlichen sinnlichen Triebes Verstossendes. Dieser ist „die Stimme der nie irrenden Natur":

„Those delicate and timid impulses
In Nature's primal modesty arose,
And with undoubting confidence disclosed
The growing longings of its dawning love,
Unchecked by dull and selfish chastity,

That virtue of the cheaply virtuous
Who pride themselves in senselessness and frost."

(Queen, Mab, Sect. IX. Shelley's Poetical Works *), by W. M. Rossetti, Vol. I p. 213.)

Eben in dieser hohen Auffassung der Natur, die er durchgeistigt, liegt Shelleys Grösse.

## Aufdämmern des Frauenideals Shelleys.

Wir sehen nun auch schon mit ziemlicher Deutlichkeit Shelleys Frauenideal entstehen.

Da sind zuerst die Persönlichkeiten, welche ihn anziehen: Vor allem Miss Hitchener, die selbständige, mit dem Leben kämpfende, um eine Weltanschauung ringende Frau. Sie wird ihm alsbald der Typus dieser Art von Frauen; er sieht in ihr rein und unvermengt all die Eigenschaften, welche ihm wertvoll sind: Begeisterung für die Befreiung und Hebung der Menschheit, hohe Intelligenz, welche die Vorurteile erkennt und Kampfmittel gegen sie schafft. Daher auch die grausame Enttäuschung, als er in näherem Verkehr ihre Schwächen erkannte. — Der Mut der Überzeugung war es auch, was ihm an der kleinen Harriet imponierte.

In seiner Poesie, das heisst besonders in dem Hauptwerk dieser Periode, Queen Mab, finden wir diesen Frauentypus noch nicht gezeichnet, aber angedeutet. Die Ianthe der Queen Mab, die reine Jungfrau, die der höchsten Gesichte gewürdigt wird, hat offenbar Züge von dem kindlichen jugendfrischen Wesen seiner jungen Frau bekommen. Freilich, Ianthe ist ja hier nichts weiter als der Spiegel der Weltvision; sie tritt uns nicht leibhaftig entgegen; wir sehen sie nicht handeln. Aber die Feenkönigin sagt von ihr:

---

*) Wir werden immer diese Ausgabe zitieren.

„Thou art sincere and good, of resolute mind,
Free from heart-withering custom's cold control,
Of passion lofty, pure and unsubdued."

und:

Custom and faith and power thou spurnest,
From hate and awe thy heart is free,
Ardent and pure as day thou burnest
For dark and cold mortality
A living light to cheer it long
The watchfires of the world among."

Die Schilderung der Königin Mab selbst ist von einer andern Seite aus bemerkenswert. Sie ist die erste der weiblichen Gestalten von sinnbildlicher Bedeutung, welche wir später, als sich sein Denken stärker den metaphysischen Problemen zuwandte, immer mehr in den Mittelpunkt seiner Poesie treten sehen. Die Fee ist „like a mist of light,

. . . . . slight as some cloud
That catches but the palest tinge of day
When evening yields to night, —
Bright as that fibrous woof when stars indue
Its transitory robe."

(Poet. Works I, 158.)

Die Lichtmalerei, in der Shelleys Natur- und Seelenpoesie sich begegnen und durchdringen, und die mehr und mehr die eigentliche „note personelle" Shelley'scher Poesie wird, nimmt hier ihren Anfang.

## Theorien über die Ehe in Queen Mab.

*„Queen Mab"* ist das Werk, an welches man zuerst denkt, wenn von *Shelleys Ansichten über die Ehe* die Rede ist. 1813 wurde es fertig. Es ist also ein Jugendwerk, und eines, über das Shelley selbst in spätern Jahren hart geurteilt hat.

Wir kennen nun die theoretischen Einflüsse, unter denen Shelley in dieser Zeit stand, und die praktischen Verhältnisse, unter welchen sich seine Ideen bildeten. Godwins Einfluss erreichte innerhalb der Periode, von der wir sprechen, seinen Höhepunkt; Shelley hatte die persönliche Bekanntschaft des Meisters gemacht, und sein Bedürfnis zu verehren und zu idealisieren hatte so für einige Zeit einen Ausweg und eine Richtung erhalten. — In seinen Theorien über die Ehe im besonderen wurde er bestärkt, wie er in einem Briefe an seinen Verleger Hookham selbst sagt, durch Sir James Lawrence's Buch „Empire of the Nairs", „das ihn, wenn er je noch Zweifel gehabt hätte, überzeugte, dass die Ehe wesentlich ein Übel sei". (Dowden I, 286.) Überdies ist noch in Rechnung zu ziehen, dass Shelley durch seine Expellation und das Zerwürfnis mit seinem Vater, welches aus seiner Heirat entstand, noch mehr zur Aggressive und Opposition gegen „etablierte Gesellschaftsmächte" gedrängt ward, als dies von vornherein in seiner Eiferersnatur lag.

So schrieb er denn die *Noten* zur „Queen Mab", auf die sich unser Wissen über Shelleys Ehetheorie der Hauptsache nach beschränkt. Nach allgemeinen Angriffen auf die Tyrannei des Gesetzes und der Religion führt er dort in lehrhaftem Ton aus: Nicht einmal der Verkehr der Geschlechter ist frei vom Despotismus positiver Institutionen. Das Gesetz macht sogar Anspruch darauf, das unlenkbare Schweifen der Leidenschaft zu regieren. Liebe folgt unvermeidlich auf die Wahrnehmung von Lieblichkeit. Liebe welkt unter jedem Druck: Ihre eigentliche Wesenheit ist Freiheit: Sie verträgt sich weder mit Gehorsam, noch mit Eifersucht, noch mit Furcht. Wie lange sollte die geschlechtliche Verbindung dauern? — Mann und Frau sollten so lange vereinigt bleiben, als sie einander lieben: irgend ein Gesetz, das sie auch nur einen Augenblick lang zum Zusammenleben zwingen würde nach dem Zerfall ihrer Neig-

ung, wäre eine unerträgliche Tyrannei, der Duldung höchst unwürdig. So wenig sich Freundschaft kommandieren lässt, ebensowenig, ja noch viel weniger, lässt es die Liebe.

Glück ist der Zweck der Moral und aller menschlichen Verbindungen und Auflösungen von Verbindungen. Daher ist die Vereinigung der Geschlechter so lange heilig, als sie zum Wohl der beiden Teile beiträgt, und ist natürlicher Weise aufgelöst, wenn die Übel, die daraus entspringen, grösser sind als die Wohltaten. In solch einer Trennung ist nichts Unsittliches. Liebe ist frei; zu versprechen, man wolle immer dasselbe Weib lieben, ist nicht weniger sinnlos, als zu versprechen, man wolle immer demselben Glauben treu bleiben.

Dann folgt eine Darstellung der Übel der Ehegesetze: Das gegenwärtige Zwangssystem erreicht nichts weiter, als dass es in den meisten Fällen Heuchler oder offene Feinde macht. Feinfühlige und tugendhafte Personen, die unglücklich mit einer Person verbunden sind, die zu lieben ihnen unmöglich ist, verbringen die schönste Zeit ihres Lebens mit erfolglosen Anstrengungen, anders zu erscheinen als sie sind, um der Gefühle ihres Partners oder des Wohls ihrer Kinder willen. Weniger Feinfühlige leben gezwungen in Reibereien und offener Zwietracht weiter. Die Erziehung der Kinder leidet darüber. Könnten sie sich trennen, so könnten sie sich anderweits glücklicher paaren und so nützliche Glieder der Gesellschaft werden. Wüssten Gatten, welche sich im Grunde lieben, dass sie nicht unauflöslich aneinander gebunden sind, so würden sie sich hüten, durch die kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens ihr Zusammenleben aufs Spiel zu setzen.

Die Prostitution ist die natürliche Folge der Ehe und der sie begleitenden Irrtümer. Wegen keines andern Verbrechens, als dass sie dem Befehl eines natürlichen Triebes folgten — „der Stimme der nie irrenden Natur" nennt er es

später —, werden Frauen mit Wut aus den Annehmlichkeiten und Sympathien der Gesellschaft hinausgetrieben. — Dann folgt eine warmherzige Verteidigung der armen, von der Gesellschaft mit Härte und Hohn Geächteten, an deren sittlichem Elend doch die Gesellschaft selbst in erster Linie schuld sei. — „Junge Männer, die durch eine fanatische Idee der Keuschheit von der Gesellschaft bescheidener, gebildeter Frauen ausgeschlossen sind, verbinden sich mit diesen lasterhaften und elenden Wesen, und zerstören dadurch all die zarten und feinen Gefühle, vernichten alle ursprüngliche Leidenschaft, und erniedrigen zu einem selbstischen Gefühl, was nur ein Überströmen von Hingebung und Edelmut ist." — „Keuschheit ist ein mönchischer und evangelischer Aberglaube, ein grösserer Feind der natürlichen Mässigkeit sogar, als ungeistige Sinnlichkeit."

„Ich stelle mir vor, dass aus der Abschaffung der Ehe die angemessene und natürliche Einrichtung der geschlechtlichen Vereinigung sich ergeben würde. Ich behaupte keineswegs, der Verkehr würde dann unterschiedlos, allgemein, sein: im Gegenteil; es geht aus der Beziehung zwischen Eltern und Kindern hervor, dass diese Vereinigung gewöhnlich von langer Dauer, und mehr als alle andern mit Edelmut und Hingebung verbunden sein wird." „Das was aus der Abschaffung der Ehe folgen wird, wird natürlich und recht sein, weil Wahl und Wechsel frei von Zwang sein werden."

Im Gedichte selbst erlaubt er sich mehr über dieses zukünftige Verhältnis der Geschlechter in der idealen Zukunftswelt zu sagen:

„Then, that sweet bondage which is freedom's self,
And rivets with sensation's softest tie
The kindred sympathies of human souls,
Needed no fetters of tyrannic law.
Those delicate and timid impulses

In Nature's primal modesty arose,
. . . . . .
Unchecked by dull and selfish chastity.
No longer prostitution's venomed bane
Poisoned the springs of happiness and life.
Woman and man, in confidence and love,
Equal and free and pure, together trod
The mountain paths of virtue, which no more
Were stained with blood from many a pilgrim's feet."
(Poet. W. I, 213/14).

Shelleys Angriffe auf die Ehe bauen sich also im Grunde alle auf der einen Voraussetzung auf: der Naturtrieb ist an sich gut, und die Natur kann nicht im Widerspruch mit sich selbst sein. Das Gesetz beschneidet das natürliche Recht des Individuums, seinen Naturtrieb zu befriedigen. Deshalb ist es verwerflich. Böse Triebe, welche *ein* Individuum in Gegensatz zum Wohl der andern setzen, werden einfach als Folgen der fehlerhaften gesetzlichen Einrichtungen erklärt. So ergeben sich mit kindlich einfacher Logik, — und aus noch kindlicherer psychologischer Erfahrung, alle diese umstürzlerischen Schlüsse.

Auf die Fragen der individuellen Moral, auf das Verhältnis von Selbstsucht und Hingebung im Handeln, speziell in der Liebe des einzelnen, geht Shelley hier nicht ein. Es ist auch nicht sein Zweck: er will von Institutionen reden. Er ist aber auch theoretisch nicht klar darüber. Dagegen weiss er praktisch sehr scharf zwischen selbstlos guter, sinnlich-geistiger Liebe (die er die „natürliche" nennt) und selbstischer, reinsinnlicher Liebe zu unterscheiden. Das ist bei der Beurteilung von Shelleys Gedanken durchaus festzuhalten: er hat einer laxen Auffassung der Liebe nie das Wort reden wollen. Wahre Liebe ist für ihn nur diejenige, bei welcher die ganze Person beteiligt ist, also in erster Linie ihre Fähigkeit, das Geistige, Seelische an der geliebten Person

als einen Selbstwert zu fühlen und zu lieben. Eine solche Liebe aber, so sinnlich sie im übrigen ist, ist nicht selbstisch. Mit wirklichem sittlichem Pathos setzt er diese beide Arten von Liebe einander entgegen in einer Kritik, die er 1814 über das Buch seines Freundes Hogg, „Memoiren des Prinzen Alexy Haimatoff" schrieb. Es heisst dort: „We cannot regard his (i. e. the tutor of Alexy's) commendation to his pupil to indulge in promiscuous concubinage without horror and detestation. The author appears to deem the loveless intercourse of brutal appetite a venial offence against delicacy and virtue! he asserts that a transient connexion with a cultivated female may contribute to form the heart without essentially vitiating the sensibilities. It is our duty to protest against so pernicious and disgusting an opinion. No man can rise pure from the poisonous embraces of a prostitute, or sinless from the desolated hopes of a confiding heart. Whatever may be the claims of chastity, whatever the advantage of simple and pure affections, these ties, these benefits, are of equal obligation for either sex. Domestic relations depend for their integrity upon a complete reciprocity of duties."

(Prose Works, ed. by R. H. Shepherd, Vol. II, p. 390.)

Zwei Forderungen also erhebt der junge Shelley: schrankenlose Ausdehnungsmöglichkeit für die Liebe des Individuums — und Beugung der sinnlichen Triebe unter die Pflicht der geistigen selbstlosen Liebe. Seiner von Liebe und Sympathie überströmenden Natur fliesst beides zusammen. So übersieht er, dass in der Erfahrungswelt die beiden Richtungen, die lustbejahende und die entsagende fortwährend in mehr oder weniger starkem Gegensatz stehen. Oder vielmehr: er sieht diesen Gegensatz; aber er findet den Grund dafür nicht in der Tiefe der Menschennatur, letztlich im Weltgrund selber, sondern in den äusserlich, rationalistisch (nicht geschichtlich) aufgefassten Einrichtungen: man

bessere die fehlerhaften Einrichtungen, und die reine Natur wird sich als vernünftig, widerspruchslos und gut erweisen. Auf einen Einfluss Rousseaus brauchen wir das nicht unmittelbar zurückzuführen, und können es auch nicht; es ist der reine Godwinsche Glaube an die Vernunft und die unendliche „Perfektibilität" der Menschheit.

## Shelleys spätere Anschauungen von der Ehe.

Todhunter*) hat sicher recht, wenn er diese Ideen Shelleys über die Ehe „puerilities of unexperienced idealism" nennt. Ein unerfahrener Idealist aber ist Shelley in gewissem Sinn sein ganzes Leben lang geblieben. Er hat freilich grosse Fortschritte in der Erkenntnis der Lebensbedingungen und -funktionen der menschlichen Gesellschaft gemacht. Aber seine Probleme waren später der Hauptsache nach andere als hier: er hat sich mit der Ehe als sozialer Einrichtung kaum mehr beschäftigt. Und wenn, so tat er es nicht mehr so bestimmt als sozialer Umformer, der den Anspruch darauf macht, ein in der Gegenwart praktisch ausführbares Programm aufzustellen, sondern mehr als Philosoph, der die menschlichen Dinge unter dem Gesichtspunkt ihrer letzten idealen Bedeutung betrachtet. Kritisch ablehnend stand er dabei der Ehe immer noch gegenüber. Aber er ist vorsichtiger, zurückhaltender geworden.

Als im Jahre 1821 ein unerlaubter Nachdruck der Queen Mab erschien, schreibt er in einem Brief an John Gisborne von dem Werk als „a poem written by me when very young, in the most furious style, with long notes against Jesus Christ and God the Father and the king and bishop and marriage and the devil knows what . . . ." Er lächelt über die jugendliche Draufgängerei. Die soziale, mindestens die praktische

*) Shelley Society's Papers, Part. II, p. 368.

vorläufige Notwendigkeit der Ehe mag ihm allmählich aufgedämmert sein; aber zu einer klaren Fassung oder Lösung des Problems der Ehe ist er nirgends gekommen; zum mindesten hat er sie nirgends ausgesprochen. Ablehnend und kritisch aber ist er geblieben.

Es wird sich deshalb empfehlen, gleich hier zusammen zu behandeln, was Shelley zur Kritik der sozialen Einrichtung der Ehe in seinem ganzen Werk zu sagen hat.

Eine Kritik der Ehe ist das 1816 in Marlow begonnene, 1818 in Lucca vollendete Gedicht „Rosalind and Helen". Es gehört seinem ganzen Wesen nach in die zweite Periode, die wir unterschieden. Doch tritt die Negative noch ziemlich stark hervor. — Es ist, wie Dowden schon bemerkt, und Buxton Forman (Shelley Society's Papers, Part II, p. 349) ausführt, die poetische Verarbeitung eines Erlebnisses von Shelley's zweiter Gattin Mary, deren nächste Freundin, Isabel Baxter, sich von ihr zurückzog, als Mary mit Shelley zusammenlebte, ohne doch mit ihm getraut zu sein.

Shelley setzt hier die Ehen zweier Freundinnen in Gegensatz. Die eine, Rosalind, liebt einen jungen Mann und soll ihm angetraut werden; da kommt ihr verschollner Vater zurück und erklärt, der Bräutigam seiner Tochter sei sein Sohn. Der junge Mann stirbt vor Schmerz. Rosalind lässt sich überreden, einen andern zu heiraten, um der Not ihrer Familie abzuhelfen. Dieser ist ein bigotter Zelot, ein heimtückischer Tyrann, der seiner Frau und seiner Kinder Leben vergiftet. Die grause Freude über seinen Tod ist nur kurz: in seinem Testament bestimmt er, seine Kinder sollen enterbt werden, wenn die Mutter sich nicht von ihnen trenne. Denn sie sei eine Gottesleugnerin und — lügt er hinzu — eine Ehebrecherin. In der Verbannung, in Italien, trifft sie Helen, eine alte Freundin, die sie früher ihrer freien Ansichten über die Ehe wegen verachtet hatte. Helen erzählt ihre Geschichte.

Sie liebte Lionel, eine Gestalt, in der Shelley sich selber zeichnet. „Love and life in him were twins." Er ist voll Liebe für die Menschheit und ein unerschrockener Kämpfer für die Freiheit und gegen alle Tyrannei. Er wird verfolgt. Müd vom Kampf und Enttäuschung kommt er zurück und wohnt in ihrer Nähe. Sie liebt und pflegt ihn; und schliesslich — so erzählt Helen —:

„And so we loved and did unite
All that in us was yet divided:
For — when he said that many a rite,
By men to bind but once provided,
Could not be shared by him and me,
Or they would kill him in their glee —
I shuddered, and then laughing said:
‚We will have rites our faith to bind;
But our church shall be the starry night,
Our altar the grassy earth outspread,
And our priest the muttering wind'."

(Poet. W. II, 23.)

Als Lionel wegen Gotteslästerung in den Kerker geworfen wird, bleibt sie ihm treu und harrt am Tor, bis er befreit wird. Es ist ein unbeschreibliches berauschendes Glück des Sichwiederhabens. Da stirbt Lionel. — Rosalind und Helen leben nun zusammen.

Was uns hier in diesem Gedichte interessiert, ist seine unverkennbare Tendenz gegen die Ehe. Sie ist hier angegriffen als äussere Einrichtung, die dem Seelischen nicht gerecht wird, ja ihm (in Rosalinds Fall) direkt feindlich entgegensteht. Die beiden Verbindungen werden durch die Ehegesetze unglücklich gemacht. Im ersten Fall wird eine schlechte Ehe durch das Gesetz erhalten. Im zweiten Fall ist die gesetzliche Ordnung die feindliche Macht, welche einer idealen Verbindung möglichst viel Schaden zufügt, ohne sie ganz zerstören zu können. Aber der Angriff auf die Ehe

bleibt vag und unbestimmt, wird nicht begrifflich gefasst und definiert; das wäre ja auch wohl unpoetisch gewesen. Die Anklage der Institution bleibt allgemein: Shelley spricht nicht so sehr als sozialer Reformer, denn als Sittenprediger. Zu den Einzelnen redet er und zeigt ihnen abschreckende und nachahmenswerte Beispiele. Wir erhalten den Eindruck, dass er sagen will: nicht auf den Ritus kommt es an, sonder auf das innere Verhältnis von Mann und Frau. Neben dem Kritisch-Negativen gibt Shelley nun ein bestimmtes Positives: er zeichnet eine hohe reine Verbindung von Mann und Frau, die so ist auch abgesehen vom sanktionierenden Ritus.

Ganz ähnlich stellt sich das 1816 verfasste Gedicht „Laon and Cythna", das später zu „The Revolt of Islam" umgearbeitet wurde. Hier überwiegt das Positive bei weitem die Kritik, die zwar immer noch scharf genug und immer noch gegen den Scheinfeind, die Ehegesetze, gerichtet ist, aber doch vor allem den Hauptfeind trifft; die Minderwertigkeit der Beziehungen der Geschlechter und die geistige Herabwürdigung und Missachtung der Frauen. Der Hauptnachdruck liegt auf dem neuen Frauenideal, das er in Cythna zeichnet, und der neuen, geistigeren Verbindung von Mann und Frau. Aber das Negative bleibt, der Angriff auf Konvenienz und Zeremonie, auf

„. . . . the queen of slaves,
The hoodwinked angel of the blind and dead,
Custom." (Canto IV, Stanza XXIV.)

Das Thema ist: „Can man be free if woman be a slave?" Und die Befreiung besteht im wesentlichen auch in der Befreiung vom Joch der Ehe, von dem Vorurteil, dass Liebe nur in der Ehe gestattet sei. So geht Laons Predigt:

„And marriageable maidens, who have pined
With love till life seemed melting through their look,
A warmer zeal, a nobler hope, now find."

Und als Laon und Cythna durch unblutige Revolution die Tyrannenherrschaft gestürzt und den neuen Staat der Liebe gegründet haben, da singt bei dem Verbrüderungsfest Cythna in ihrer grossen Hymne auf die neue Zeit:

„. . . . . man and woman,
Their common bondage burst, may freely borrow
From lawless love a solace for their sorrow."

Also auch hier über diesen Punkt nichts als Allgemeinheiten, die überdies nicht zu sehr gepresst werden dürfen, weil es sich um ein Gedicht, und in demselben um fabulos-symbolische Zustände handelt.

Genauer bestimmt finden wir Shelleys Ansichten über die Ehe in einer *Vertcidigungsschrift,* die Shelley *1817 für den Rechtsstreit* um die Erziehung seiner Kinder schrieb. Er führt dort aus, dass Ehescheidung zu allen Zeiten und bei allen Völkern in gewissen Fällen zulässig war. Jedenfalls sei sie immer eine diskutable Sache gewesen. Dann fährt er fort: „My reasonings, I solemnly affirm, amount to as much and no more than I here state. I consider the institution of marriage, as it exists precisely in the laws and opinions of this country, a mischievous and tyrannical institution, and shall express publicly the reasonings on which that persuasion is founded." Und weiter: „I am aware of the nature of the institution of marriage in this country, and that the opinions exist which give its vitality to that institution. So far as my own practice has been concerned, I have done my utmost in my peculiar situation to accommodate myself to the feelings of the community, as expressed in these opinions and laws."

Es sieht hier nun aus, als ob Shelley nicht die Berechtigung der Ehegesetzgebung überhaupt, sondern nur die bestimmten englischen Ehegesetze seiner Zeit habe angreifen wollen, und als ob so sein ganzer umstürzlerischer Eifer blos auf die Forderung weitergehender Ehescheidungsgesetze hinausgelaufen wäre. Shelley hat aber die „Überlegungen,

auf welche sich seine Überzeugung gründete" nirgends ausgesprochen. Möglich, dass Shelley auch hier, wie in seinen politischen Reformvorschlägen, sich als ein ganz praktischer Politiker und Gesetzgeber erwiesen hätte, wenn er einmal hier wie dort den roten Mantel des Dichters und Philosophen abgelegt hätte. Er hat es aber nicht getan, und uns bleibt nichts übrig, als uns an das vorhandene philosophische und poetische Material zu halten, das nun einmal für diesen Punkt nicht mehr als Allgemeinheiten und Spekulationen ergeben kann.

Was Shelley weiterhin über die Ehe sagt, ist nicht als praktischer Reformvorschlag gemeint. Im *Prometheus* (*1819*) handelt es sich um ein Sinnbild, einen Mythus für die Geschichte der Menschheit. Hier erscheint die reine Liebe der Geschlechter ohne Gesetze und Schranken, die freie Liebe als ein Moment der Vollendung der Welt. Da, wenn aller Hass, alle Lieblosigkeit und Eigenliebe ein Ende haben wird, wird auch die erzwungene nönnische Keuschheit nicht mehr sein. Der Geist, der diesen Zustand geschaut hat, erzählt:

„And women too, frank, beautiful and kind
As the free heaven which rains fresh light and dew
On the wide earth, passed — gentle radiant forms,
From custom's evil taint exempt and pure;
Speaking the wisdom once they could not think,
Looking emotions once they feared to feel,
And changed to all which once they dared not be,
Yet, being now, made earth like heaven."
(Poet. W. II, 121.)

Dass ist in Shelleys Sinn gewiss ein Urteil über die Ehe, über die Gesetze und Ansichten, welche die Liebe irgendwie einengen und einschränken. Auf die Frage aber, wie weit Shelley die Ehegesetze reformiert, oder ob er sie *überhaupt*

abgeschafft wissen wollte, erhalten wir hieraus natürlich keine Antwort.

Ebensowenig aus dem *Epipsychidion* (*1821*). Dort fällt gelegentlich ein verachtungsvoller Blick auf die grobe, äusserliche, niedrige, beschränkte Auffassung, welche die Menge von der Liebe hat:

„I never was attached to that great sect
Whose doctrine is that each one should select
Out of the crowd a mistress or a friend
And all the rest, though fair and wise, commend
To cold oblivion, though it is the code
Of modern morals, and the beaten road."

Es handelt sich hier um die höchste Höhe reinster platonischer Liebe, die ein Individuum höchster Art erreichen kann. Was hat das mit Gesetzen zu tun, die für Hinz und Kunz bestimmt sind?

Wir sehen also: *ablehnend* von einem hohen philosophischen Standpunkt aus steht Shelley der Ehe zeitlebens gegenüber. Aber er hat sich nicht nur praktisch in weitgehendem Masse den herrschenden Anschauungen gefügt, sondern er scheint auch in seinem politischen Programm zu Kompromissen bereit gewesen zu sein. Wie weit er hierin gegangen wäre, wenn er sich in seiner späteren Zeit eingehender mit der Ehefrage befasst hätte, können wir nicht wissen. Er steht nicht mehr ganz auf dem Boden seiner jugendlichen, oberflächlich-revolutionären Ideen, ohne indessen in dieser Frage einen bestimmten neuen Standpunkt gewonnen zu haben.

Auf die Ansichten des *jungen* Shelley also bezieht sich in erster Linie die kritische Betrachtung seiner Ehetheorie, zu der wir nun schreiten.

## Kritik der Anschauungen Shelleys über die Ehe.

Shelley geht aus von den Ansprüchen des Einzelmenschen gegenüber den Einrichtungen der Gesellschaft. Die letzteren sind nur die Mittel zur Befriedigung der erstern. — Darin ist Shelley Schüler Godwins, d. h. mittelbarer Schüler Rousseaus und der französischen Revolution. Er ist darin Kind seiner Zeit, und mehr noch: er ist ganz er selber. Das Einzelwesen, das Seelische, das ist's, was er überall in der Welt sieht und sucht. Freilich nicht das erfahrungsmässige, sondern das absolute, das vollkommene Einzelwesen, die höchste Entfaltung des Seelischen.

Todhunter sagt mit Recht, Shelley sei vor allem „a transcendental lover": liebeglühendes Suchen nach einem vollkommenen Seelischen, das seiner Einbildungskraft als Weib erscheint, ist, dunkler oder klarer bewusst, der Grundantrieb seines Dichtens. Und von hieraus versteht er die Psychologie des Menschen überhaupt: beseeligendes Sichausleben in vollkommener geistiger Liebe, das ist das Ziel, der Anspruch jedes Menschen. Solche vollkommene Liebesbündnisse herbeizuführen, zu ermöglichen, oder am Ende bloss nicht zu hemmen: das ist der Zweck der Einrichtung.

Wie erfüllt, fragt er nun, die Einrichtung der Ehegesetze diesen Zweck? — Tatsache ist, dass in den meisten Fällen dies hohe Ziel nicht erreicht wird, dass oft die Ehe gar nur Concubinage, Befriedigung der sinnlichen Triebe ohne geistige Gemeinschaft ist. Eine Tatsache, die wir gewiss nicht bestreiten werden. Nur dass Shelley geneigt war, in diesem Zusammenhang bloss die Mängel und Schattenseiten zu sehen. — Shelley konstatiert aber nicht nur Tatsachen; sondern er sucht und gibt Gründe. Er sagt: die Einrichtungen, die Ehegesetze sind schuld daran, dass es so ist. Wenn sie abgeschafft würden, so würde die Natur selber die Lösung geben. — Deshalb greift er die Ehe an.

Shelley hat die vielfältig zusammengesetzte Natur sozialer Einrichtungen nicht gekannt. Sie sind nicht einfach ausgedachte Erfindungen, die der menschlichen Gesellschaft aufoktroyiert und von ihr geduldig angenommen wurden, sondern sie sind Resultanten wirklicher in der Gesellschaft vorhandener Kräfte, oder besser: Erfindungen, die diesen mit den Triebkräften beständig sich ändernden Resultanten so nahe als möglich zu kommen suchen. Shelley kam eine solche entwickelungs-geschichtliche Betrachtung der Einrichtungen nicht in den Sinn. Ihm war die Ehe nicht eine geschichtlich gewordene soziale Notwendigkeit, sondern eine ungenügende, ja geradezu unbrauchbare, zweckwidrige Erfindung der irrenden Vernunft. Er betrachtete sie nicht in ihrem Entstehen, sondern vom Standpunkt der idealen Ansprüche aus, die er an sie machte. Er ist seinem ganzen Wesen nach Idealist. Es ist der Gegensatz zweier Zeiten, was uns von Shelley trennt: wir sind Realisten der Theorie und praktische Idealisten geworden; wir suchen das Ideale in unserem Willen, nicht in der Natur. Wir haben Kant, Herder, Goethe und Darwin hinter uns. Wir haben aus ihrem Werk den Begriff der Entwicklung als Summe gezogen und haben diesen auf alle Gebiete angewandt, nicht zuletzt auf Sittenlehre und Sozialpolitik. —

Shelley aber steckt noch in den Anfängen der Gedanken, aus welchen die unseren erwachsen sind. Er ist Träger einer Hauptidee seiner Zeit, jener naiven optimistischen Naturmystik, die von Rousseau über Goethe zur modernen Naturforschung und Entwicklungslehre geführt hat. Er glaubt, die „nie irrende Natur“ werde es schon selber recht machen, wo wir forschen und fragen, um die Natur, nach Erkennung ihrer Gesetze, in unseren Dienst zu bringen. Und wir haben einen weiteren Begriff von der Natur: uns ist auch die Kultur Natur in gewissem Sinn, nämlich Entwicklung, die keine Sprünge macht. Shelley hat jene Rousseau'sche

Gegenüberstellung von Natur und Kultur in vielen Punkten überwunden; hier aber ist ein Rest davon: er glaubt an ursprüngliche, natürliche und nie irrende Triebe im Menschen. Wir sind gegen die „natürlichen" Triebe misstrauischer: Wir wissen, mit welchen Gegensätzen, Kämpfen, Spannungen und Katastrophen, mit welch ungeheuren Zeiträumen die naturgeschichtliche Herausbildung eines höhern Typus zu rechnen hat, und sehen in der Menschheit, in *den* Menschen, die ihre sozialen Instinkte aufs höchste ausgebildet und dabei keinen der natürlich-persönlichen auch nur geschwächt haben, das in unserem Wunsch und Willen vorausgespiegelte und durch ihn, wie durch alle Geschichte allmählich *wirklich* werdende Leitbild einer höheren Menschheitsart; vieles ist schon erreicht — in welcher Geschichte! — wie vieles zu erreichen — in was für Zeiten und Stürmen!?

So kommt Shelley zu seiner anfangs mehr, später weniger umstürzlerischen, aber immer ablehnenden Haltung gegenüber den Einrichtungen. Wo wir immer noch weiter fragen, ja wo unsre eigentlichen Probleme erst beginnen, fängt bei Shelley schon der mystische Naturglaube an. Wir fragen: Wenn die Ehegesetze aufgelöst würden, gäbe es da nicht ein üppiges Aufsprossen des auch so schon wuchernden Unkrauts selbstischer Sinnlichkeit; wie wäre es mit den Kindern? Shelley vertraut gläubig auf die Natur.

Aber mit dieser zeitgeschichtlich bedingten Schwäche ist Shelleys Stärke eng verknüpft. Shelley war so stark ablehnend und verneinend, weil er so hoch gespannte ideale Forderungen an das Menschendasein stellte. Er griff die Ehe an, weil er an die Stelle der erfahrungsmässigen Ehen seiner Zeit, mit ihrem sehr zweifelhaften sittlichen Wert eine höhere Beziehung der Geschlechter setzen wollte. Nur beging er dabei einen merkwürdigen Irrtum: er schlug auf den Mantel los und meinte den Mann. Aber der Mann hat doch etwas abbekommen. Shelley hat uns mit seinem viel zu weit

gehenden Angriff auf die Ehe gezeigt, dass hier, im Verhältnis der Geschlechter ein Grundschaden unsrer Gesellschaft liege, oder vielmehr, dass, wer die menschliche Gesellschaft vorwärts bringen wolle, besonders auch an diesem Punkt ansetzen müsse. Er hat richtig gezeigt, dass wir hier noch nicht am Ziele sind, und er hat das Ziel richtig gezeigt, fern, leuchtend, obwohl für den Tross der Allzuvielen vielleicht in zu fernen ätherischen Höhen. Shelley will eine Veredlung der Beziehungen zwischen Mann und Frau. Den Weg hiezu hat er besonders in der folgenden Periode seines Lebens herausgearbeitet: Die Frau soll zu einer würdigeren und geistigeren Stellung und Bedeutung gehoben werden. Es ist eine Wonne, zu sehen, wie er sich durch den Schein der Formen, durch Dogma und Geschwätz von Heiligkeit und Gottgewolltheit der Ehe — und welcher Ehen! — nicht blenden lässt, sondern in heiligem Übereifer gegen das Otterngezücht der Dogmatiker und Scheinheiligen losschlägt.

Sympathie, Selbstlosigkeit und Hingabe in der Liebe wollte er predigen und predigte er sein Leben lang. Aber er meinte, — und eine heiss empfindende Seele ist da nicht leicht eines andern zu belehren — dieser liebenden Hingabe müsse immer natürlicher Weise ein Empfangen entsprechen, ein Nehmen von Glück und Lust und Liebe ohne Massen, wie seine Hingabe ohne Massen. Aber die Stimme der Natur ist nicht so einfach klar; sie ist ein Zusammentönen vieler Stimmen, die sich oft widersprechen. Der sinnliche Trieb, an sich rein und gut, und ein Quell reinster Seeligkeit und seeligster Reinheit in einer vollkommenen Liebe, kann sein und ist in vielen Fällen „eine der konzentriertesten Formen der Selbstsucht" (Todhunter). Gegen diese Selbstsucht wollte Shelley auch ankämpfen. Aber, fährt Todhunter fort, der diesen Punkt richtig und geistreich herausgestellt hat, er hätte sich dann nicht gegen das Institut der Ehe, sondern gegen die Prostitution in der Ehe wenden sollen. „Er hätte

nicht sagen müssen, schafft die Ehe ab, und die Prostitution wird aufhören, sondern gerade umgekehrt" — nämlich die Prostitution im weitesten Sinne des Worts: rein sinnlich-selbstsüchtige Befriedigung des Geschlechtstriebs. Ob, wie weit und wodurch die Ehegesetzgebung zu diesem pädagogischen Ziele helfen kann, ist eine zu komplizierte Frage, als dass sie hier auch nur gestreift werden könnte. Mag sein, dass Freiheit vorerst nur in homöopathischen Dosen heilsam ist, mag sein, dass wir so vieler gesetzlich sanktionierter Heuchelei gegenüber nun doch eine kräftigere Dosis (wenn auch nicht ganz die von Shelley gewünschte) nötig hätten: nehmen wir Shelley als das, was er ist, den verzückten Seher; Pfadfinder seien andere.

III.

# Periode des Einflusses der beiden Marys. Das neue Frauenideal in Laon und Cythna.

Nicht lange nachdem der junge Mann seine abstrakt-theoretischen Ideen über Knüpfen und Lösen von Liebesbanden im Hauptwerk seiner Jugend niedergelegt hatte, sollte er die ganze Bitternis und Qual dieses Vorgangs im praktischen Leben ganz persönlich kosten und kennen lernen.

## Auflösung der ersten Ehe. Knüpfen neuer Bande.

Der unerhörte Roman, aus einem gewöhnlichen Schulmädchen Gattin eines Genius, eines Dichters und Weltbeglückers zu werden, hatte nicht verfehlt, die junge Harriet, die ja gerade im eindrucksfähigsten und schwärmerischsten Alter stand, nur einige Zeit in die lichten Wolken idealer Bestrebungen zu entrücken. Aber auf die Dauer konnte sich dort ihre Durchschnittsnatur nicht halten. Die Erdenschwere der Gewöhnlichkeit zog sie herunter, und der Dichter sah sich allein. Im März 1814 machte Shelley zwar seine schottische

Ehe für England rechtskräftig, indem er sich der Zeremonie in London noch einmal unterzog, aber schon hatte seine Ernüchterung angefangen. — Da war die altjungferliche, töricht lehrhafte Schwägerin Elisa Westbrook mit ihren unerträglich weisen und praktischen Ideen. Sie hatte von früher her grossen Einfluss auf die jüngere Schwester, und stand so zwischen Harriet und Shelley. So allmählich aus dem Zauberkreis „Ariels" entfernt, brach Harriets Durchschnittsnatur hervor. Sie wollte die Dame spielen, obgleich sie die Beschränktheit der Mittel Shelleys kannte. Kleider, Silbergeschirr und Kutsche fingen an, Studien, Vorlesen und Weltbeglückungsideen zu verdrängen. Das tat Shelley allmählich die Augen auf über die wahre Natur Harriets. Wie musste es den Apostel der Vorurteilslosigkeit, des neuen grosszügigen Frauenideals schmerzen, in seiner Gattin ein Exemplar jenes Typus zu sehen, der in all den Nichtigkeiten des Lebens Hauptwerte sieht und darin aufgeht. Wie musste es ihn aufbringen, den Apostel Rousseau'scher Naturgemässheit, dass seine Frau nicht einmal ihr Kind selbst nähren wollte — weil es die Sitte wollte, dass man eine Amme nehme. Er machte ihr wohl Vorstellungen und gab seiner Enttäuschung Ausdruck. Da gedachte sie das erprobte Experiment kleiner Hausdespötchen zu machen: sie behandelte ihn, der sie und ihre junge Lieblichkeit trotzdem immer noch innig liebte, kalt und abstossend, und entzog ihm ihre liebliche Gegenwart. Es sollte ihn wohl „erziehen". Dass sie nichts anderes wollte, geht daraus hervor, dass sie die heissen, dringenden, tiefschmerzlichen Gedichte, welche der arme Bestrafte an sie richtete, mit eigener Hand abschrieb, und dass sie in grosse Beunruhigung und Aufregung kam, als sie die etwas hart gehandhabten Zügel nachgeben und reissen spürte: Shelley hatte ihr nämlich 4 Tage lang nicht mehr geschrieben. —

Solche Verse sind die vom Mai 1814.

To Harriet.

(Dowden I, 413)

„Thy look of love has power to calm
The stormiest passion of my soul;
Thy gentle words are drops of balm
In life's too bitter bowl;
No grief is mine, but that alone
These choicest blessings I have known.

. . . . . .

Be thou, then, one among mankind
Whose heart is harder not for state,
Thou only virtuous, gentle, kind,
Amid a world of hate;
And by a slight endurance seal
A fellow-being's lasting weal.

For pale with anguish is his cheek,
His breath comes fast, his eyes are dim,
Thy name is struggling ere he speak,
Weak is each trembling limb;
In mercy let him not endure
The misery of a fatal cure.

O trust for once no erring guide!
Bid the remorse lessfeeling flee;
'Tis malice, 'tis revenge, 'tis pride,
'Tis anything but thee.
O deign a nobler pride to prove,
And pity if thou canst not love."

Shelleys verzweifelte Bitte um Mitleid und Liebe war echt. Er war fast wahnsinnig vor Schmerz und Enttäuschung, wie wir aus einem Brief an Hogg vom März 1814 sehen. — Dann hatte er Linderung, Ruhe und Vergessen in einer warmen Freundschaft mit zwei Damen gesucht, die ihn schon lange angezogen hatten: Mrs. Boinville und ihre Tochter Mrs. Turner. Die erstere, Shelleys „Maimuna", nun eine frische, immer noch schöne Frau mit schneeweissem Haar, war in ihrer Jugend vom Strudel der Revolutionsideen erfasst worden, und hatte sich gegen den Willen ihres Vaters

mit einem französichen Emigranten, einem Freunde Lafayettes und André Chéniers, in Gretna Green trauen lassen. — In ihrem Kreise nun fand Shelley volles Verständnis für seine Ideen und sein Wesen. In jenem Brief an Hogg schrieb er darüber: „I have escaped, in the society of all that philosophy and friendship combine, from the dismaying solitude of myself." (Dowden I, 408). Dort war ruhiges, selbstloses Leben in reinen geistigen Interessen; dort suchte er Vergessen bis er wieder in sein kaltes unfreundliches Heim musste, „back to solitude".

Er tröstete sich nur mit dem Gedanken:

„The remembrance and repentance and deep musings are not free
From the music of two voices, and the light of one sweet smile".

(Stanzas, April 1814; Dowden I, 411.)

Und dann lernte Shelley, im Mai oder Juni 1814, Mary, die begabte, feinsinnige, tiefangelegte Tochter Godwins und Mary Wollstonecrafts kennen, und fing an, sich für das 17 jährige hübsche, bleiche Mädchen zu interessieren. Sie musste Shelley anziehen: Tochter seines hochverehrten Lehrers und Meisters in der Philosophie, Tochter der Heldin, Märtyrerin und Heroldin einer neuen Zeit für ihr Geschlecht. — Und Mary hatte von beiden Eltern die Vorzüge geerbt: vom Vater den scharfen Verstand und die Ruhe, Überlegtheit und Festigkeit im Handeln; von der Mutter die tiefe Leidenschaftlichkeit des Fühlens und die grosse Lebhaftigkeit ihrer Phantasie. So erscheint sie uns auch auf einem Bild, das in der National Portrait Gallery zu London hängt: Sie hat die hohe Stirn und die tiefen leidenschaftlich verschleierten Augen ihrer Mutter, aber nicht ihren edelgeschwungenen im feinsten Sinne sinnlichen Mund, der dieser so etwas Aufgeschlossenes, Warm-Menschliches gibt, sondern die überschmalen Lippen des Vaters. Das gibt ihr etwas Zu-

rückhaltendes, in sich selbst Verschlossenes. Als Shelley sie kennen lernte, war sie obwohl sehr jung, schon ein stark ausgeprägter Charakter. Ihre Stiefmutter, Godwins zweite Frau, verstand nicht, die Liebe des Mädchens zu gewinnen, das so in dem liebe- und anlehnungsbedürftigsten Alter mit sich selber und seinem reichen Phantasieleben allein stand. Die Anziehung, die die beiden jungen Leute auf einander ausübten, war, wie leicht zu begreifen, gegenseitig. Nicht lange, und sie war eine tiefe Leidenschaft geworden. Hier fand Shelley zum ersten Mal die Eigenschaften vereinigt, deren seine Natur bedurfte: Mary besass hohe Schönheit und alle geistigen Vorzüge, die er suchte: junge, tiefe, phantasievolle Begeisterungsfähigkeit, und dazu eine Freiheit von Vorurteilen, wie sie in der freidenkerischen Atmosphäre des Godwin'schen Hauses natürlich war; die Vorzüge Harriets und Mrs. Boinvilles und Miss Hitcheners in einer Person. Und auch er, der allgemeine Liebling der Frauen, wie Hogg ihn nennt, der schöne begeisterte Dichterjüngling, musste auf Mary Eindruck machen. Dazu war er nun tief unglücklich, von seiner Frau missverstanden und verlassen.

Ein Monat des Sehnens und Zueinanderstrebens, des Verbergens und Ankämpfens, und das Geheimnis ihrer Liebe — Freundschaft hiess sie noch — war auf ihre sich entgegenzitternden Lippen getreten. Im Juni 1814 schrieb Shelley das Gedicht, aus dem wir diese kurze Geschichte ihrer Liebe lesen: „To Mary Wollstonecraft Godwin". (Poet. Works, III, 123). Es heisst dort:

V.

We are not happy, sweet! our state
  Is strange and full of doubt and fear;
More need of words that ills abate; —
  Reserve or censure come not near
Our sacred friendship, lest there be
No solace left for thee and me.

Bisher hatte Shelley Harriet immer treulich Bericht erstattet über sein Tun und Ergehen. Als nun aber anfangs Juli vier Tage lang kein Brief kam, wurde Harriet ängstlich und schrieb an Shelleys Verleger, Hookham. — Aber es war zu spät. Shelley berief sie nach London, und teilte ihr die Sachlage mit und seinen Entschluss, sich von ihr zu trennen.

Mr. Dowden (I, 424 ff.) sucht den Beweis zu erbringen, dass Shelley um diese Zeit dazu gelangt gewesen sei, zu glauben, Harriet sei ihm mit einem Major Ryan, der in seinem Hause verkehrt hatte, untreu gewesen. Er soll sogar gemeint haben, das Kind, dem Harriet in einigen Monaten das Leben schenken sollte, sei nicht sein eigenes. Doch habe er diesen Verdacht später wieder aufgegeben. Mr. Symonds (English Men of Letters: Shelley) kann nicht finden, dass Mr. Dowden der Beweis gelungen ist.

---

Anm.: Mr. Dowden gründet seine Schlüsse hauptsächlich auf eine Note Miss Clairmonts (der Stiefschwester Marys) zu ihrer Abschrift von Briefen, welche Mrs. Godwin an Lady Mountcashell schrieb. Diese lautet (Dowden, I, 424): „He [Shelley] succeeded in persuading her [i. e. persuading Mary Godwin to elope with him] by declaring that Harriet did not really care for him; that she was in love with a certain Major Ryan; and the child she would have was certainly not his. This Mary told me herself, adding that this justified his having another attachment.“ Mr. Dowden fügt hinzu: „Es ist sicher, dass Shelley später die Vermutung, Harriets zweites Kind — Charles Bysshe — sei nicht sein echter und gesetzlicher Erbe, völlig aufgab.“

Ferner am 12. Mai 1817 schrieb Godwin an Mr. William Baxter: „I know from unquestionable authority, wholly unconnected with Shelley (though I cannot with propriety be quoted for this), that she had proved herself unfaithful to her husband before their separation . . .“

Godwin hatte dies im Jan. 1817 Shelley mitgeteilt, und dieser schrieb am 11. Jan. an Mary: „I learn just now from Godwin that he has evidence that Harriet was unfaithful to me *four months**)

---

*) Die Hervorhebung stammt von Shelley, wie Mr. Dowden angibt.

Mr. Dowdens Ansicht hat ohne Zweifel eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Aber als streng bewiesen kann

---

before I left England with you. If we can succeed in establishing this, our connexion will receive an additional sanction, and plae be overborne."

Hieraus will nun Mr. Dowden nicht etwa schliessen, Harriet sei schuldig gewesen. Er führt sogar selbst die verschiedensten Zeugnisse (Peacock, Thornton Hunt, Trelawny) gegen den ungenannten Gewährsmann Godwins an. Aber die angeführten Stellen sollen zeigen, dass Shelley *glaubte* und zwar vor seiner Trennung von Harriet, die letztere sei ihm untreu gewesen.

Dass Shelley gar keine Schwierigkeit darin fand, die Behauptung des Unbekannten Godwins für wahr anzunehmen, scheint nach Mr. Dowdens Meinung darauf hinzuweisen, dass Shelley schon vorher an Harriets Untreue glaubte. — Und in der Tat wäre sein kühler, sachlicher Ton kaum zu verstehen, wenn ihm hier jener Gedanke zum erstenmal entgegengetreten wäre. Auch das hervorgehobene „four months" findet seine natürliche Erklärung wenn wir annehmen, dass Shelley vorher Harriets Untreue auf ein späteres Datum bezogen gehabt hatte. — Beides beachtet Mr. Symonds nicht und will nur daraus geschlossen wissen, dass Shelleys Verdacht sich erst im Jahr 1817 erhoben habe.

Miss Clairmont, auf deren Zeugnis Mr. Dowdens Beweis in erster Linie ruht, ist nach Dowdens eigenem Urteil (Appendix B to vol II) keine zuverlässige Zeugin. Ueberdies ist die zitierte Note erst nach 1832 geschrieben, also mehr als 18 Jahre nach den Vorgängen. Doch im Zusammenhang mit Shelleys und Godwins Briefen gesehen, welche sie erklärt, gewinnt sie an Gewicht. Die Behauptung freilich, Shelley habe Harriets Kind nicht als das seine anerkennen wollen, scheint gänzlich falsch zu sein; Shelley hätte dann den Verdacht ausserordentlich früh wieder aufgegeben; auch ist sonst nirgends die Rede davon.

Mary selbst, auf welche Miss Clairmont sich beruft, hat später nie von einer Untreue Harriets gesprochen. Sie versichert nur wiederholt, dass Shelley sich bei der Trennung völlig im Recht gefühlt und dass sie seine Gründe anerkannt habe. Ueber diese Gründe mochte sie, wie Shelley selbst, aus „delicacy" schweigen: aber schliessen lässt sich daraus weder Positives noch Negatives. Ebensowenig aus der Tatsache, dass in ihrem Roman „Lodore", welcher die Ereignisse des Jahres 1814 poetisch verwertet, lediglich von einer

ich sie nicht ansehen, so viel Interesse wir daran hätten, gerade über diesen Punkt in Shelleys Leben völlig im Klaren

Trennung wegen innerer Entfremdung der beiden Gatten, nicht aber von einer Untreue die Rede ist.

Shelley selbst fühlte sich ganz offenbar vor seinem Gewissen durchaus gerechtfertigt. Aber die Gründe, welche er dafür hat, deutet er bloss an.

Da ist zuerst eine Stelle in seiner Verteidigungsschrift zu dem Prozess, welcher ihm 1817 seine Kinder erster Ehe entriss. Sie lautet: „. . . . delicacy forbids me to say more than that we were disunited by incurable dissensions." (Dowden II, 88). Von Harriets mutmasslicher Untreue spricht er nicht, obgleich aus dem Brief an Mary vom 11. Jan. 1817 die Absicht hervorgeht, es zu tun. Warum nicht? Weil sie sich nicht beweisen liess? Weil er selbst nicht mehr daran glaubte? Aber das „delicacy forbids me" scheint eine Andeutung darauf zu sein, obgleich Shelleys feines Zartgefühl es ihm am Ende schon unmöglich gemacht hätte, die Geschichte der Entfremdung und Lieblosigkeit Harriets, abgesehen von einem Akt der Untreue, an die Oeffentlichkeit zu zerren. — Jedenfalls aber kann für die Frage, ob Shelley Harriet *vor der Trennung* für schuldig hielt, hieraus nichts gewonnen werden.

Dasselbe gilt von einem Brief Shelleys an Southey, in welchem er sich feierlich gegen Angriffe der „Quarterly Review" auf sein Privatleben verteidigt. Es heisst dort: „You select a single passage out of a life otherwise not only spotless, but spent in an impassioned pursuit of virtue, which looks like a blot, merely because I regulated my domestic arrangements without deferring to the notions of the vulgar . . . . this you call *guilt* . . . . . If you were my friend, I could tell you a history that would make you open your eyes; but I shall certainly never make the public my familiar confidant."

Was für eine „Geschichte" könnte er erzählen? — Wir möchten zahllose Fragen stellen; aber keine liesse sich aus dem gegebenen Material sicher entscheiden.

Einen neuen Weg, der Sache auf den Grund zu kommen, glaubte H. S. Salt (Shelley Society Papers, Part II, p. 325 ff.) gefunden zu haben. Er weist nach, — und niemand hat ihm widersprochen — dass die Geschichte des Irrsinnigen in dem 1818 geschriebenen Gedicht „Julian and Maddalo" eine poetische Beichte Shelleys von seinen Erlebnissen mit Harriet enthalte. Auf die Trennung werden die Verse gedeutet:

zu sein. Nur eines steht absolut fest: dass Shelley nicht gegen sein Gewissen gehandelt hat, dass er sich rein von Schuld fühlte.

Trotzdem fiel es ihm nicht leicht, den Entschluss, sich von Harriet zu trennen, zu fassen und durchzuführen. Er scheint in einem Zustand wildester Aufregung und stärkster körperlicher und seelischer Schmerzen gewesen zu sein. Peacock gibt eine Beschreibung von seinen wilden Geberden, Reden und Blicken, seinen blutunterlaufenen Augen, seinem ungeordneten Haar und Anzug. „Er ergriff eine Flasche Laudanum und sagte: ‚Ich lasse das nie aus meiner Hand.' Er fügte hinzu: ‚Ich wiederhole mir immer die Verse von Sophokles:

Man's happiest lot is not to be;
And when we tread life's thorny steep,
Most blest are they who earliest free
Descend to death's eternal sleep'."

Für Harriet war es ein unerwarteter und furchtbarer Schlag. Sie hätte jetzt wohl auch eingelenkt, wenn es noch

„. . . . . these were not,
With thee, like some suppressed and hideous thought,
Which flits athwart our musings, but can find
No rest within a pure and gentle mind:
Thou sealedst them with many a bare broad word,
And sear'dst my memory o'er them, — for I heard
And can forget not; — they were ministered
One after one, those curses."

Dies würde wieder bloss für eine Entfremdung, ein Aufhören der Liebe Harriets und eine hässliche häusliche Szene sprechen. Aber ein Beweis irgend welcher Art kann nicht daraus geschmiedet werden. — Doch ist es bezeichnend, dass auch hier, wo Shelley gewissermassen rein zu sich selber spricht und mit dem Bewusstsein, der Welt verborgen zu haben, von wem er rede, — kein Wort von Schuld laut wird. Nur ein schweres Unrecht, das er selber erlitten, wird angedeutet.

möglich gewesen wäre. Aber Shelleys Entschluss stand fest. Er wollte für Harriet sorgen und ihr Freund bleiben — nie mehr ihr Gatte sein. Mary aber hatte keine Bedenken, sich auch ohne Ehezeremonie — die beide der Welt zu lieb wünschten, die aber nun unmöglich war — mit Shelley zu verbinden. — Freilich trug Mary in der Folge schwerer an dem zweideutigen oder verachtenden Urteil der Welt und sogar näherer Freunde. Deshalb zögerte auch Shelley nicht, die gesetzliche Verbindung alsbald nach Harriets Tod, am 30. Dezember 1816 zu vollziehen, sogar ohne das Trauerjahr abgewartet zu haben. — Also wieder eine Konzession an die Welt um des lieben Friedens willen. —

Im Juli 1814 reisten Shelley und Mary ohne Wissen Godwins ab nach dem Kontinent. — Wie unglaublich naiv Shelley war, zeigt ein Brief, den er von Troyes aus an Harriet richtete.

Es heisst darin: „ . . . . . come to Switzerland, where you will at last find one firm and constant friend, to whom your interests will be always dear — by whom your feelings will never wilfully be injured". — Er hält ein Zusammenleben der Verlassenen mit dem glücklichen Paar für möglich!

## Psychologie des Ehebruchs Shelleys.

In diesem Mangel an Kenntnis des empirischen Menschen und der empirischen Welt scheint mir geradezu der Schlüssel für das psychologische Verstehen dieser Vorgänge zu liegen. Aus dem reinen Glauben an die Theorie heraus hat Shelley gehandelt; er hat hier nur das praktische Exempel zu seinem Godwinianismus geliefert, freilich nicht im Sinn eines Rechenexempels, sondern seine ganze Leidenschaft und Impulsnatur in die Theorie mengend.

Der Gesichtspunkt, die Ehe als eine allgemein wertvolle sittliche Einrichtung zu achten und nötigenfalls mit Selbst-

aufopferung anzuerkennen und zu unterstützen, konnte für Shelley ja von vornherein nicht in Betracht kommen. Das Problem war für ihn einfacher: es handelte sich für ihn nur um die Beziehung der drei Menschen Harriet, Mary und seiner selbst, und er hatte zum „grösstmöglichsten Wohl aller *Beteiligten*" zu handeln. Dann stellten sich die Verhältnisse so: Harriet liebte ihn nicht mehr; davon war er überzeugt, sei es durch Harriets Lieblosigkeiten, sei es durch den Glauben an ihre Untreue. Sie war nicht die sittlich und geistig ebenbürtige Genossin seines Lebens und sein Traum von einst, sie dazu zu erziehen, mochte nun auch vergangen sein. „Harriet ist ein edles Tier", sagt er selbst, — ohne Verständnis für Philosophie und Poesie — für Shelleys Lebenselement. Aber er war ihr Liebe schuldig, Liebe — wie jedermann, und ihr besonders, weil sie nun einmal durch Leben und Schicksal in besonderer Weise auf ihn angewiesen war; er war ihr die Liebe schuldig, sie zu halten, zu tragen, zu bessern. Wie viel Liebe und Hingebung sie aber dazu gebraucht hätte — nicht weniger nämlich als die eines Lebens und einer Ehe —, das ahnte er, der Naive, damals nicht: Beweis — sein Brief von Troyes. Ja sogar später, als Harriet, die dem Shelley'schen Freiheitsidealismus moralisch nicht gewachsen war, mehr und mehr sank und schliesslich freiwillig den Tod suchte, scheint er keine Reue, kein Gefühl der Verantwortung empfunden zu haben, so furchtbar ihn das Ereignis erschütterte. Shelley war praktischer Indeterminist*): dass Harriet den freien Ideen, die sie von ihm hatte, nicht gewachsen war, dass er hätte klüger sein, oder die zu schwere Last, die er ihr aufgelegt hatte, hätte helfen tragen müssen, — das kam ihm offenbar nicht in den Sinn. Dass es zum Bösen kam, war Harriets *Schuld*. Denn *sie* war

*) Shelley ist viel unsystematischer, und in diesem Punkt viel widerspruchsvoller, als manche Darsteller seiner Philosophie (z. B, Bernthsen) glauben.

lieblos gewesen, — *die* Sünde, die er immer anrechnete, so deterministisch er sich sonst geberden mag. — Harriet also brauchte seine Liebe als die eines Freundes und Erziehers. — Da war Mary. Wir wissen, wie leicht Shelley bereit war, zu idealisieren, das Feuer und Licht, das aus seinem eigenen Innern hervorbrach und Welt und Menschen um ihn beleuchtete, für Eigenlicht der Umgebung zu halten. So können wir fast sagen, Mary musste ihm als die Verkörperung seines Wollstonecraft - Shelley'schen Frauenideals erscheinen, — als *die* Genossin seines poetischen, sozialen, sittlichen Wollens und Bestrebens. Unmittelbar, unwiderstehlich, wie seine Verehrung, war sein Begehren nach ihr. Und sie hinwiederum sehnte sich mit aller Inbrunst ihrer jungen Liebe nach ihm und hatte — so stand es in seiner Theorie — nach dem Rechte der Natur den ersten Anspruch auf seine Liebe, als eines Freundes, eines hingebenden Schülers, eines Genossens alles Erlebens, eines feurigen Liebhabers, eines Gatten. Also: nicht nur ein Recht auf Mary, sondern eine Pflicht gegen sie bestand für ihn. Hier war ein Konflikt von zwei Pflichten. Shelley hat ihn, obwohl von einer „abstrakten Betrachtung sittlicher Dinge" ausgehend, zwar im Sinne seiner Theorie, aber nicht als Raisonneur, sondern als leidenschaftlicher Mensch gelöst, den die naturhafte Gewalt seines Begehrens naiv und unbewusst egoistisch macht und unvermerkt Wunsch und Pflicht vermengen lässt. Aber er hat die weniger angenehme Pflicht darum nicht weniger warm mit dem Herzen erfasst; nur eben nicht ganz verstanden. Shelley hatte ein Idealbild vom Menschen, wie er sein soll, an dem er seine Nebenmenschen mass: und dies Messen hatte ihm Harriet entwertet; ihm fehlte in bedenklichem Mass die Fähigkeit, sich in die Eigenart des Einzelwesens, die zugleich naturgemäss dessen Beschränkung ist, hineinzufühlen und zu -leben. Aber er hatte genug produktives Gefühl, um das „edle Tier" mit warmer Freundesliebe zu lieben, nicht bloss,

weil ihm seine Weltanschauung eine Pflicht daraus gemacht hätte; nur eben nicht zu verstehen. Dies Nichtverstehen der wirklichen Menschen von Seiten des glutstrahlenden und -suchenden Idealisten ist Harriets Untergang geworden. Und Shelley — über sich selbst und seine Liebesmystik im Unklaren, hat die Ursache dafür lieber in einem metaphysisch sonderexistierenden zweiten Weltprinzip, dem „Übel", oder einem ebenso merkwürdigen metaphysischen Unding, der „Schuld" Harriets, gesucht. — Und dann darf eines nicht übergangen werden: Shelleys Seelenleben ist reich an krankhaften Zügen. Man denke an die häufig berichteten Schlafzustände, Visionen, Halluzinationen, Wahnideen aller Art, das lange und oft durch die Verhältnisse nicht begründete Verharren in Schwermutszuständen, welche der ungeheuren Ekstase seines Schaffens entsprechen. So zeigt er auch in der Zeit des Konflikts deutlich krankhafte Erscheinungen, die freilich diesmal weithin durch die Lage verständlich sind. Sicher ist, dass seine Lösung des Konflikts noch weniger verstandesmässig erfolgte, als es bei völliger Gesundheit zu erwarten wäre. Vielmehr gefühlsmässig, impulsiv. Sein Gefühl aber ward wider sein Wissen fortgetrieben durch die erwiderte Liebe Marys und die Pflichtspiegelung, welche sie in ihm erzeugte. Dass er *gegen* sein Gewissen gehandelt hat, ist mir bei seinem augenscheinlichen Mangel an Schuldgefühl und seiner ganzen Natur nach unglaublich. Aber was ihm in dem unklaren Wirbel dieser Tage und offenbar auch später noch *Pflicht* schien, will uns wie eine leidenschafterzeugte Halluzination seiner ethischen Theorie scheinen. Die von seiner Theorie geforderte Pflicht aber: Gatte Marys und Freund Harriets zu sein, schien ihm praktisch durchaus möglich. Shelley hatte einen unbedingten Glauben an seine Ideale und Theorien; und die gläubige ideale Liebeskraft, die aus der innersten Tiefe seiner Natur hervorbricht, fand da keine Schwierigkeit, wo unser Realismus nur ein

Kopfschütteln haben kann. Es tritt uns hier ein glühender Gefühlsidealismus entgegen, der nie und nimmer fassen kann, dass es unheilbare Härten und Risse im Leben gibt, dass Verzicht und Entsagen manchmal sein muss. So hat Shelley zeitlebens geglaubt, „das Übel sei dem System der Schöpfung nicht inhärent, sondern ein austreibbares Accidens"*) ; so hat er hier gemeint, er könne Harriet, Mary und sich selber, jedem sein ungemindert Mass von Glück er-denken und erwerben. Harriet ging darüber zu Grunde; ihn aber hat die ausgleichende Gerechtigkeit nicht mit Reue und Schuldgefühl gestraft, denn er hat reinen Herzens gehandelt, sondern mit seinem unirdischen Idealismus selbst, der ihn noch oft „blutend auf die Dornen des Lebens warf."

Neben diesem von uns versuchten rein psychologischen Verstehen dieser Vorgänge in Shelleys Leben, einem Verstehen, das Lächeln, Bedauern und höchste Bewunderung einer Naturkraft zugleich ist, kann die Kritik des „sittlichen Realismus" wohl bestehen. Ich könnte hier nichts besseres tun, als Mr. Dowdens ernste, schöne und lebensweise Worte anführen: Had Shelley and Mary perceived that through self-denial, practised at least for a season, a union of hearts, strict and stern, could indeed have been attained, it may be that they would have found the reward of such strenuous self-denial in moral safety or diminished risk for Harriet. Whether this were so or not, their example would ever after have helped the lives of those entangled in like difficulties with their own, and have ennobled for us all the tradition of humanity (I, 435).

## Mary Godwin.

*In seiner Liebe zu Mary* lernte Shelley das unvergleichliche, durch nichts zu ersetzende Glück einer wirklichen,

*) Mrs. Shelleys Note zum Prometheus.

innigen Vereinigung mit einem nicht bloss gedachten, sondern warm-lebendigen Wesen kennen, eine Liebe, bei der der ganze Mensch mit Geist und Sinnen beteiligt ist, die seine ganze untrennbare Einheit von Körper und Geist mit *einer* Flamme durchglüht. — Und diese Liebe war voll von äusseren Hemmungen und Fährnissen. Viele Freunde zogen sich zurück, und selbst Godwin, der Philosoph und Theoretiker der freien Liebe, zeigte sich unversöhnlich. Dazu kamen Geldnöte, Gefahr einer drohenden Verhaftung, später noch der Kampf mit dem Gericht um seine Kinder erster Ehe. All das musste die von der Welt Zurückgestossenen enger zu einander treiben. Briefe, die sich die beiden schrieben, als die grösste äussere Not, die drohende Verhaftung Shelleys, sie drängte, gewähren uns einen schönen Einblick in die Glut, Tiefe, Innigkeit, und die hohe geistige Qualität dieser Liebe. Sie sind voll des heissesten Begehrens, zusammenzukommen, sich wieder zu haben. Shelley schreibt *):

„Oh! my dearest love, why are our pleasures so short and so interrupted? . . . All that is exalted and buoyant in my nature urges me towards you, reproaches me with cold delay, laughs at all fear and spurns to dream of prudence. Why am I not with you?"

Oder am 28. Oktober 1814: „Well, dearest love, to-morrow -- to-morrow night. That eternal clock! Oh, that I could „fright the steeds of lazy-paced Time"! I do not think that I am less impatient now than formerly to repossess -- to entirely engross — my own treasured love."

Und welche Hochachtung, welche Verehrung für die Persönlichkeit der so heiss Begehrten:

„If I were absent from you long, I should shudder with horror at myself; my understanding becomes undisciplined without you. I believe I must become in Mary's hands, what

*) Dowden I, 495 ff.

Harriet was in mine. Yet how differently disposed . . . how, beyond measure, reverencing and adoring the intelligence that governs me!"

Gemeinsame Studien und „entzückende Gespräche" füllen ihre Zeit. Es ist ein gemeinsames Leben in der geistigen Welt reiner, aus dem Wertgewimmel der realen Welt abgezogener idealer Werte, herrlicher Vorstellungen von reinem Menschensein, und grosser Ausblicke auf ein Umgestalten der Welt nach solchen Bildern. Aber es ist mehr als das: die Welt der Ideen ist sichtbar, greifbar, fühlbar, allen Sinnen spürbar geworden in der lebendigen Gestalt Marys.

Diese ganz bestimmte Liebe zu einem wirklichen Wesen — mochte er es auch nach seiner Art lange nicht in seiner wirklichen Individualität erkennen — zeigte ihm deutlicher, als es die Liebe zu Harriet vermocht hatte, die Natur und Gefahr seines unbedingten und unbestimmten Suchens nach dem Ideal der Liebe. — So sehen wir in dem ersten Werk dieser Epoche, im *Alastor,* zum ersten Mal *das* auftauchen, was von nun an immer mehr in den Mittelpunkt seiner Philosophie der Liebe tritt: Das in der phantasie-glühenden Lichtgestalt eines Weibes verkörperte Leitbild reinen Menschentums an sich; und wir sehen es bei seinem ersten Erscheinen in Gegensatz gestellt zu der realen Liebe von Mensch zu Mensch, von Mann zu Frau; Shelley, der Idealist, schreibt die Tragödie des unbedingten und unbestimmten Idealsuchens.

Allein diese Selbstbefreiung durch poetische Beichte war für Shelley nur eine zeitweilige, keine endgültige. Er hatte sich damit seinen unbedingten Idealismus der Liebe nicht entgültig „vom Halse geschrieben". Im Gegenteil; die eigentliche Blütezeit desselben kam noch. Dort soll denn auch die Geschichte von Shelleys Philosophie der Liebe vom

Alastor bis zum Epipsychidion im Zusammenhang behandelt werden.

Für den Augenblick bilden die metaphysischen Spekulationen über die Liebe die Unterströmung in Shelleys Denken. Der Hauptstrom aber fliesst in dem Epos vom *sozialen Beruf der Frau,* „Laon und Cythna".

Blicken wir uns nach den Quellen um, von denen Shelleys Denken in dieser Periode gespeist wurde, so finden wir, dass wir zuletzt auf den Mann zurückzugehen haben, der vielleicht tiefer als irgend einer auf sein ganzes Zeitalter gewirkt hat: *Rousseau.* — Auf den Dichter des Alastor, dem die Natur schon ihr innerstes Geheimnis, ihre Seele anvertraut hatte, und der nun mit seiner jungen Gattin den Genfer See besuchte und zu all den Orten wallfahrtete, welche mit Julies Gedächtnis zusammenhängen, musste ja die verwandte, liebeglühende Natur Rousseaus tiefen Eindruck machen. Wir wissen auch, mit welcher Inbrunst das junge Paar die „Nouvelle Héloise" las. Wenn sich auch der Einfluss Rousseaus nicht durch Aufzeigen von Parallelstellen nachweisen lässt, so ist doch sicher, dass durch Berührung mit der verwandten Natur Shelleys eigene rascher zum Selbstbewusstsein erwachte. Es ist die starke Betonung des Gefühls, der Liebe, welche den beiden gemeinsam ist; und zwar in ihrer Auffassung der Natur, welche für beide Resonanz der Menschenseele ist (nur dass Shelley — angeregt von seinen poetischen Vorgängern Wordsworth und Coleridge – zu einer viel weitergehenden Eigenbeseelung der Natur bereit ist); und besonders auch in ihrer Betonung der Liebe als der wesentlichsten Beziehung von Mensch zu Mensch, zumal von Mann zu Frau. War es schon lange ein Satz des Shelley'schen Glaubensbekenntnisses, dass geschlechtliche Liebe etwas Natürliches, an sich Schuldloses, Gutes sei, so musste ihm nun diese Lehre erst rechtes Leben gewinnen, als er zusammen mit seiner jungen Frau den Naturschrei der Leiden-

schaft Rousseau'scher Menschen vernahm. Und wenn Shelley auch in Beziehung auf die Ehe Freidenker war, so musste er doch gerade jetzt besonders geneigt sein, Rousseaus Verherrlichung der Ehe sein Ohr zu leihen; nicht der Ehe als sozialer, gesetzlicher Einrichtung, sondern als einer reinen seelisch-sinnlichen Vereinigung zweier liebenden Menschen.

## Mary Wollstonecraft.

Hier traf sich der Einfluss Rousseaus mit dem seiner „Schülerin wider Wissen und Willen", *Mary Wollstonecraft.* — Es war natürlich, dass Shelley in dieser Zeit, in der ihm die Tochter Mary Wollstonecrafts unaussprechlich teuer wurde, sich mit neuem, besonderem Interesse dieser bedeutenden Frau zuwandte. Er kannte ihre Werke schon länger. Schon 1812 ist ausdrücklich bezeugt, dass er ihre „Rights of Woman" gelesen hat. Im Jahre 1814 aber las er, wie wir aus Marys Tagebuch wissen, nicht weniger als 4 Bücher ihrer Mutter.

Mary Wollstonecraft ist ihrem ganzen Wesen nach ein Geschöpf der französischen Revolution. Das allgemeine Suchen und Sehnen der Revolutionszeit, der Aufschrei der Individuen nach Befriedigung und Glück und Neugestaltung von Weltanschauung und Einrichtungen nach diesen Zielen, war naturgemäss aus dem Herzen der Benachteiligten, der Unterdrückten und Bedrängten am tiefsten widergehallt. So hatte ihn Rousseau, das Opfer der Überkultur des Geistes über das schwache Nervensystem, der Typus des Kranken der neuen Zeit, des Neurasthenikers, als einer der ersten erhoben. So hallte er wider in dem Herzen Mary Wollstonecrafts, des Opfers trauriger häuslicher Verhältnisse. Erfüllt von der tiefen geistigen Leidenschaft einer hohen Intelligenz, hatte sie sich der Versorgung und Ernährung ihrer

Geschwister schon als 19 jähriges Mädchen in aufreibender Arbeit zu opfern. In diese erdrückenden häuslichen Zustände drangen die Stimmen der französischen Kämpfer für Fortschritt, Freiheit und Glück der Menschheit. Aber für *ihr* Streben, für ihre Kämpfe, das Ringen der Frau, hatte sich nirgends ein Ruf erhoben. Hier war *ihre* Aufgabe. So schrieb sie die „Verteidigung der Rechte der Frau". Das Buch ist mit einer für unsern Geschmack fast zu hochtrabenden aber aufrichtigen Rhetorik, mit der Leidenschaft der Überzeugung geschrieben. Es ist nicht systematisch durchdacht und begründet, sondern gefühlt und intuitiv.

Obgleich aus dem Geiste Rousseaus entsprungen, wendet sich das Buch in erster Linie gegen Rousseau, d. h. gegen seine (besonders im Emile ausgesprochenen) Ideen über Bestimmung und Erziehung der Frauen. Nach ihm ist die Frau nur für den Mann da, ihm zu gefallen, ihm das Leben angenehm zu machen; die Ehe ist ihre Bestimmung. Marys Buch ist „ein flammender Protest gegen diese ganze Theorie". Nicht zur Sklavin, zum Spielzeug, zur Maitresse des Manns ist die Frau da; sondern sie ist ihm zur ebenbürtigen Genossin bestimmt. Zu diesem Beruf aber muss sie erzogen werden. An Leib und Geist und Charakter muss sie dem Mann ebenbürtig, gleichwertig gemacht werden. Galanterie, die ihrer Schwäche huldigt, erniedrigt die Frauen, und zieht eben diese Schwächen, ihre Unselbständigkeit, Wankelmütigkeit, Gefallsucht, Eitelkeit, Herrschsucht, Prüderie und Schwächlichkeit gross. Aber sie sollten vernünftig, selbstständig und willensstark werden und ernste Pflichten bekommen statt des geschäftigen Müssiggangs, in dem sie ihr Leben vertändeln. Unabhängig sollen sie werden wie die Männer, und so einen würdigeren Einfluss und eine würdigere Anziehungskraft auf sie ausüben, als durch das schimmernde Elend der Koketterie.

Es fehlen vollständig alle direkten Angriffe auf die Ehe. Mary lässt diese Frage völlig unberührt. Überhaupt geht sie nicht auf die Erörterung sozialer und politischer Einrichtungen ein, sondern begnügt sich mit der allgemeinen und abstrakten Forderung von „Gleichberechtigung".

Hier liegt auch nicht — und konnte nicht liegen — der Hauptwert des Buches. Von der Umformung sozialer und politischer Institutionen kann erst die Rede sein, wenn im sozialen Körper Kräfte sind, die sie fordern. Mary aber hat diese Kräfte erst wach zu rufen. Sie predigt. Sie will den Frauen höhere geistige und sittliche Bedürfnisse geben, sie will ihnen ein neues Leitbild vormalen, das sie zu neuem höherem Streben emporführen soll. Über die Probleme, welche in diesem treibenden und schwellenden Keim schlummerten, war sie sich nicht im entferntesten bewusst und konnte es nicht sein, geschweige denn, dass sie sie hätte lösen wollen oder können. Das ist die allgemeine Physiognomie der Revolutionszeit; das ist überhaupt ein Typus geschichtlichen Geschehens: dass sich aus Bedürfnissen, aus Idealen, neue Kräfte erheben, die in ihrem Auswirken immer neue Probleme schaffen und sich auf immer weitere Gebiete differenzieren und verästeln.

Mary Wollstonecraft hatte das Los solch glutherziger Propheten: sie stiess sich hart an den Ecken und Kanten der Wirklichkeit. In Paris verliebte sie sich leidenschaftlich in einen kalten Egoisten, den Amerikaner Imlay, der ihre Glut nicht teilte, und gab sich ihm in freier Liebe hin. Endlich riss sie sich von ihm los. Mit ihrem Kind Fanny kam sie in die äusserste Not. Sie suchte sogar ihrem Leben ein Ende zu machen. In London lernte sie Godwin kennen, und verband sich mit ihm. Bei der Geburt ihrer und Godwins Tochter Mary starb sie.

## Das neue Frauenideal in Laon und Cythna.

Unter dem Zeichen dieser beiden Frauen, der Mutter und der Tochter, steht die ganze Periode in Shelleys Leben, von der wir hier reden. Die reifste Frucht dieser Zeit ist das Versepos *„Laon and Cythna"*; später aus äusseren Gründen umgearbeitet und umgetauft zu der „Revolt of Islam". Es ist entstanden 1817, nach 3 Jahren gemeinsamen Lebens mit Mary, die in allen Kämpfen und aller Not sein treuester Genosse gewesen war.

Ihr ist denn auch mit Recht das Gedicht durch vierzehn schöne Widmungsstanzen zugeeignet. Auch hier ist, wie im Alastor, das Suchen nach dem Ideal, die Begeisterung, mit der er sich schon als Knabe der Weisheit und Tugend weihte, in Verbindung gebracht mit der reinen Liebe des Mannes zur Frau: Trotz seiner hohen Ziele kam ein Gefühl der Einsamkeit über ihn. Er suchte Liebe und fand „harte und kalte Herzen, wie schwere eisige Steine". — Dann traf er Mary:

VII.

Thou friend, whose presence on my wintry heart
Fell like bright Spring upon some herbless plain,
How beautiful and calm and free thou wert
In thy young wisdom, when the mortal chain
Of Custom thou didst burst and rend in twain,
And walk as free as light the clouds among,
Which many an envious slave then breathed in vain
From his dim dungeon; and my spirit sprung
To meet thee, from the woes which had begirt it long.

In Armut, Verleumdung und Verachtung stand sie unerschüttert an seiner Seite, sie, „das aufstrebende Kind herrlicher Eltern", lieblich von Geburt an:

. . . . for One then left this earth
Whose life was like a setting planet mild
Which clothed thee in the radiance undefiled

Of its departing glory; still her fame
Shines on thee, through the tempests dark and wild
Which shake these latter days; and thou canst claim
The shelter, from thy sire, of an immortal name.

Damit ist das grosse Thema des Epos gegeben: Wie der hochstrebende, der Weisheit und Tugend geweihte Mann, unterstützt und geleitet von der mächtigen, reinen Liebe der gleichgesinnten Frau, im Kampf gegen die Weltgötzen und -tyrannen Gewohnheitssitte und Aberglaube, die neue Welt, das goldene Zeitalter heraufführt.

Mit einer herrlichen Vision, die denselben Gedanken in einem grossen Bilde versinnlicht, fängt das Epos an. Der Dichter schaut sie in der Zeit der allgemeinen Erschlaffung und Mattigkeit nach den Stürmen und Kämpfen der Revolution: er sieht plötzlich die Geschichte der Menschheit, in welcher die französiche Revolution nur ein Akt war, und die Revolution selber, sub specie aeternitatis: Es ist der ewige Kampf des Guten mit dem Bösen, des Lebens und der Liebe gegen die herrschende hohle Sitte, welche Lebenskeime unterdrückt. — Der Adler, der Vogel des Gottes der etablierten Rechtsordnung, ist in wütendem Kampf mit dem verkannten und verachteten Getier, das immer Shelleys besondere Liebe genoss, der Schlange. Sie ist aus der ursprünglichen Gestalt des Guten, dem Morgenstern, zu dem verachteten Getier geworden, wie aus der ursprünglichen Gestalt des Bösen, dem blutroten Kometen, der Adler ward. Wieder einmal hatten sich die beiden in wütendem tötlichen Kampfe gefasst, ermattet lassen sie sich fahren, der Adler rauscht schreiend in die Höhe, die Schlange fällt herab ins Meer. Aber eine wunderbare Frau, schön wie der Morgen, sitzt am Strand, die feinen Hände über dem Busen gekreuzt. Voll innigen Mitgefühls hat sie dem Kampf zugesehen. Nun lockt sie die verwundete Schlange in einer Sprache von wunderbarer Melodie, voll Mitleid und Liebe, welche die Schlange kennt,

— „ihrer beider Mutterzunge." Sie nimmt die Schlange an ihren entblösten Busen. Diese Frau enthüllt dem Dichter die Bedeutung der sinnbildlichen Vorgänge, den Sinn der Weltgeschichte und führt ihn in den Palast, wo die Seelen der grossen Toten, der Lehrer der Menschheit weilen. Da vernimmt er von zwei Neukömmlingen die Geschichte ihrer Erdentaten. Sie sind Laon und Cythna.

Wer ist jene Frau? — Helene Richter (in ihrer Shelleybiographie) hat wohl die richtige Erklärung gegeben, wenn mir auch der Ausdruck verfehlt scheint: „halb eine Personifikation des Ideals in der Natur, halb mit den konkreten Zügen Mary Wollstonecrafts, der Vorkämpferin für die Rechte der Frau". (p. 292.) Was soll „das Ideal in der Natur" sein? Was ist denn „*das* Ideal"? Die Macht des Ideal-Seelischen in Natur und Geschichte ist schon durch Schlange und Morgenstern versinnbildlicht. Diese Frau aber ist der Typus, oder, wenn wir wollen, das Ideal reiner *individueller* Menschennatur, welche irdische Trägerin des überall und allgemein wirkenden Guten ist. Am reinsten aber wird diese reine Menschennatur in der reinen Frau dargestellt. Mary Wollstonecraft aber ist ihr vollkommenstes geschichtliches „Inerscheinung treten": daher die „konkreten Züge Marys", welche in der Lebensgeschichte, die die Frau von sich selber erzählt, unverkennbar sind.

Dann aber ist der Sinn des Symbols der: Am Busen der Frau, dieses neuen von Mary Wollstonecraft geforderten Frauengeschlechts, wird das in ewigem Kampf gegen die Tyrannei liegende Gute, gehegt und mit neuer Kraft genährt. Die Frau ist die Vorkämpferin, die Kraftquelle, der neuen Zeit. Und diese Rolle, die der Frau im Prolog zugewiesen wird, hat sie auch durchaus im eigentlichen Epos.

*Laon* ist in Argolis aufgewachsen. Bald bemerkt er, wie alle Welt in Ketten liegt. Die will er brechen. Er will einen allgemeinen Freiheitskampf anfachen. Da wenden sich

alle Freunde von ihm ab, nur *Cythna* nicht, sein treues, schönes und hochbegabtes Schwesterchen. Sie wandert mit ihm, sein zweites Selbst, wohin er sich wendet. Mit Begeisterung nimmt sie Laons Lehren auf und teilt ihm wiederum die ganze Wärme und Reinheit ihres Eifers mit. „Cythna sweet," sagt er zu ihr,

„Well with the world art thou unreconciled;
Never will peace and Human nature meet
Till free and equal man and woman greet
Domestic peace . . ."

Und ernsthaft antwortet sie:

„ . . . It shall be mine,
This task — mine, Laon! . . ."

Und in flammender Rede schildert das Kind seinen Vorsatz, in Paläste und Hütten zu gehen, „wo immer das Weib mit einem gemeinen Sklaven, ihrem Tyrannen, im Elend wohnt," und will die Gefangenen mit dem Zauber seiner eigenen Worte losbinden. — Sie werden getrennt: Laon wird gefangen, erlebt Fürchterliches, wird wahnsinnig und erlangt erst nach Jahren die Klarheit des Verstandes wieder. Nun macht er sich auf, um neu den Kampf gegen die Tyrannen aufzunehmen, nur durch die Macht des Wortes, nicht durch Waffengewalt. Er gewinnt die Tyrannensöldlinge herüber. Der Tyrann wird gestürzt.

Eine Jungfrau, die dem weiblichen Geschlechte das neue Evangelium der Freiheit gebracht hat, und die sich Laone nennt, ist Priesterin bei dem Verbrüderungsfest, das nun gefeiert wird. Sie ist niemand anders als Cythna. Beim Feste singt sie die grosse Hymne des neuen Staatsprinzips: der allgemeinen, schrankenlosen brüderlichen Liebe. Auch die Gesetzesfesseln, welche die geschlechtliche Liebe hemmten, sind gefallen, und Laone kann jubelnd singen:

„Man and woman,
Their common bondage burst, may freely borrow
From lawless love a solace for their sorrow."

Aber der Tyrann ist nicht müssig gegangen. Mit Hilfe fremder Truppen metzelt er die Sieger in nächtlichem Meuchelmord nieder. Laon scheint dem Tode verfallen; da kommt auf kohlschwarzem Rosse Cythna hergesprengt, reisst ihn zu sich, und trägt ihn davon.

Wie sie fern vom Kampf in der Natureinsamkeit ausruhen, da kommt die Erinnerung und mit ihr die alte Liebe gewaltig über sie; sie vergessen Kampf und Niederlage und vereinigen sich in unerhörter Liebeswonne:

„as might befall
Two disunited spirits when they leap
In union from this earth's obscure and fading sleep."

Obgleich sie durch keine Zeremonie zusammengesprochen, ja obgleich sie Geschwister sind, ist es eine heilige Verbindung. Stolz kann Laone sagen:

„Few were the living hearts which could unite
Like ours, or celebrate a Bridal night
With such close sympathies."

Nun erzählt Cythna ihre Erlebnisse. Eine unter vielen, „the thralls of the cold tyrant's cruel lust", war sie hinweggeführt worden. Ihr fürchterlich qualvolles Entsetzen wandelte sie in aufreizende Rede, dass der Tyrann sie aus Furcht vom Harem entfernen liess. In einer wunderbaren Höhle auf dem Meeresgrund wird sie Mutter; das Kind aber glich Laon. Durch ein Wunder befreit zog sie aus, als die gewaltige Agitatorin, von der Laon gehört hatte. Ihre Lehre aber ist die Laons: Durch Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit los von der Knechtschaft. Aber besonders den Frauen galt ihr Wort, das sie aus ihrer kalten, nachlässigen, willigen Sklaverei wecken sollte.

Dann geschah, was wir wissen. — Und nun herrscht der Tyrann wieder und hat alle Schrecken der Gegenrevolution losgelassen. Laon und Cythna sollen gesucht und verbrannt werden, damit eine verheerende Pest weiche; so wollen es die Priester. Sie stellen sich selber; der Tyrann hört nicht sein Kind — Cythnas Kind — das für sie fleht; so sterben sie zusammen, Aug in Aug den Flammentod. *) Das Kind aber sinkt von der Pest errafft leblos zu Boden. Miteinander werden sie von einem lichten Engel — dem toten Kind — auf glänzendem Perlmuschelkahn über einen geheimnisvollen Strom hin in den Tempel der Seligen gerudert.

Auch Cythnas Lebensgeschichte enthält manche Züge aus der Mary Wollstonecrafts: ihre tätige Teilnahme an der geistigen Revolution, ihr tiefes Elend, das Kind von einem unwürdigen Manne. Und Cythna verkündet die Lehre Mary Wollstonecrafts. Mehr noch: sie ist der neue Frauentypus selbst. Cythna gleicht der Helen des um dieselbe Zeit begonnenen Gedichts „Rosalind and Helen". Aber während dies in erster Linie autobiographisch und mit bestimmter Tendenz gegen die Ehe gerichtet ist, hat das Epos Laon und Cythna die Wiedergeburt der Welt durch die Macht begeisterter, liebeerfüllter Persönlichkeiten, zumal durch den *neuen Frauentypus,* zum Gegenstand.

Um diesen Frauentypus zu verstehen, müssen wir ihn in die ganze Gedankenwelt Shelleys hineinstellen. — Wir haben das Gedicht eine Betrachtung der Revolution „sub specie aeternitatis" genannt: also eine durchaus nicht geschichtliche, sondern eine spekulative Betrachtungsweise, welche an Stelle der mannigfaltigen, unendlich vielfältigen Triebkräfte des geschichtlichen Geschehens lediglich die beiden Oberbegriffe

*) Diese Episode scheint mir nach der Geschichte von Sophronia und Olind in Tassos „Befreitem Jerusalem" 2. Gesang, gebildet zu sein.

des Guten und des Bösen setzt. Die Gesellschaftsordnungen und -Formen, Staat, Kirche und ihre Einrichtungen, werden nicht einfach als historische Resultanten verschiedener Kräfte, sondern als das absolut Böse aufgefasst, — deshalb, weil sie oft (— und besonders in jener Zeit war das der Fall —) das Gute an seiner freien, vollen Entfaltung hindern. Das Gute: d. h. letztlich die Liebe, welche allen Einzelwesen gleichermassen volle Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse verschaffen will. Weil die festen Formen fortschritthemmend sind, und weil zu ihrer Erhaltung die Macht und Gewalt als Staatsgrundsatz gehört (statt der „Liebe"), deshalb ist der Kampf gegen sie eine gute Tat.

Aus Shelleys Geschichtsauffassung folgt, dass die neue Frau *revolutionär* sein muss: gegen Tyrannen und feststehende Ordnungen, gegen das Vorurteil, d. h. gegen den hergebrachten Sittenkodex muss sie sich wenden. Sie muss deshalb in erhöhtem Masse die für Kampf und Agitation nötigen Eigenschaften besitzen: hohe Intelligenz und Geistesbildung. (Vgl. Cythnas zündende Beredtsamkeit.) Mut muss an Stelle der Ängstlichkeit treten, Kraft und Energie an Stelle der Schwäche; Zimperlichkeit und Prüderie muss durch die Reinheit der Natürlichkeit ersetzt werden. Die Frau muss auf sich selber stehen, ihre eigene Bahn mit eigener Kraft zu verfolgen imstande sein. Aber sie muss weiblich bleiben: d. h. fühlend, liebend, hingebend, duldend, verehrend, vergebend. Das sind für Shelley allerdings nicht bloss weibliche, sondern rein menschliche Eigenschaften; auch Laon duldet bis zum äussersten und kennt selbst im Revolutionskampf keine andern als geistige Waffen, keinen andern als passiven Widerstand. Aber die Passivität ist der Frau natürlicher als dem Mann; sie steht dem Ideal der verzeihenden Feindesliebe näher als der Mann, und ist so Führerin auf *diesem* Wege des Fortschritts. Ist auch in dem Epos der Charakter des Mannes, Laons, für unsern Ge-

schmack zu weich, zu passiv geraten — wir würden sagen, zu weiblich, so bemerke man doch den feinen Unterschied, den Shelley trotz seiner rationalistischen Gleichmacherei herausstellt: Cythna ist immer, sozusagen von Natur, der äusseren, physischen Macht gegenüber duldend, Laon bäumt sich erst wild dagegen auf und schlägt mit dem Schwert drein, und muss sich seine Passivität erst innerlich abringen. Übrigens weiss Shelley gut, dass es auch eine „Kraft zu dulden" gibt, die eitel Schwäche ist, und gerade bei Frauen. In „Rosalind und Helen" stellt er Rosalinds dumpfer, fatalistischer Ergebung das feste Harren Helens gegenüber, das aus der Stärke der Liebe und dem ungebrochenen Glauben und Willen zur Besserung entspringt. — Gerade das macht die Stärke der Frau, dass sie die Liebe selber ist, und nun zum Bewusstsein ihres Berufs erwacht, auch den Willen hat, das Reich der Liebe durch Mittel der Liebe zu bauen.

Wir sehen, dass Shelley hier noch tief in der alten Angriffslust seiner Jugend steckt. Man hört hier nicht viel weniger von „Tyrannen" und „Sklaven" als in der „Queen Mab" (wenn auch die Form viel weniger rhetorisch, poetisch viel reicher ist.) Und seine Personen haben ja als wesentliche Lebensaufgabe die Revolution. Aber neu und positiv ist schon, dass er nunmehr einen idealen Menschentypus ausmalt. Positiv vor allem die Eigenschaften, die er fordert.

Auch da noch, wo sich Shelley mit dem *Verhältnis der Geschlechter* beschäftigt, klingt die Verneinung stark an. Es handelt sich ja um eine Um- und Neugestaltung desselben. Für Shelley ist dies nicht bloss eine innere sittliche Umgestaltung der Persönlichkeit, sondern auch ein Kampf gegen Einrichtungen, gegen die Ehe. Wir haben davon schon gesprochen. Hier aber gibt Shelley auch ein entschieden Positives: gerade um zu zeigen, auf was es ankomme bei dem Verhältnis der Geschlechter, sagt er hier schärfer als je, wo-

rauf es nicht ankomme. Nämlich es kommt nicht auf Erfüllung von Regeln irgend eines anerkannten Sittenkodex weder positiver noch negativer Art an. Sondern auf die Gemütslage, auf die Willens- und Gefühlsrichtung der Person. In der Vorrede zu „Laon und Cythna" sagt Shelley: „Ich habe mich bestrebt, das sittliche Gefühl zu stärken, indem ich nicht zulasse, dass es seine Kraft in dem Vermeiden von Handlungen vergeude, die nur konventionelle Verbrechen sind". „Wirklich gut oder schlecht sind nur die wohlwollenden und die übelwollenden Gefühle". *) Deshalb nimmt Shelley einmal — absichtlich, zur Demonstration — den abscheulichsten Fall eines — „konventionellen Verbrechens" und macht aus Laon und Cythna Geschwister: Was die Welt, die Gesellschaft und ihre überkommenen Sittenregeln sagen, ob sie solch eine Liebe verurteilen oder nicht, darauf kommt es nicht an; sondern auf die innere Verfassung der beiden Menschen; ist ihre Liebe an sich eine wahre, edle, geistige, so ist sie auch unter diesen Bedingungen gut. Shelley gibt den Grund für die Einführung eines für unser Gefühl so abstossenden Umstands selbst an: er soll „den Leser aus dem Schlaf des gewöhnlichen Lebens rütteln"; „er ward nur in die Dichtung eingeführt, um die Menschen an jene Barmherzigkeit und Duldung zu gewöhnen, die eine von der ihrigen weit abliegende Gewohnheit fördert."

Auch in „Rosalind und Helen" spielt Shelley auf den *Inzest* an. Wenn der Bund zwischen Rosalind und ihrem Bräutigam zerrissen wird, weil sich herausstellt, dass er ihr Bruder ist, so empfindet dies der Dichter offenbar als eine Zerstörung eines unschuldigen und guten Verhältnisses durch das „Vorurteil". Und bei der Legende von dem Inzest im

*) Vorrede zu „Laon und Cythna", übersetzt von H. Richter, p. 298. — Bei der Umarbeitung des Gedichts zu „Revolt of Islam" wurde übrigens das Inzestverhältnis auf Betreiben der Freunde und mit grossem Widerstreben Shelleys entfernt.

Walde sind trotz des Ausdrucks „they solemnized a monstrous curse" Shelleys Sympathien mehr auf Seiten der Schuldigen als der grausamen Richter. — Am weitesten aber geht er in Laon und Cythna. Hier mutet er uns sogar zu, die Geschwisterehe als etwas besonders Hohes, Natürliches, Reines anzusehen.

Gerade weil er so auf die Spitze getrieben, so ungeheuerlich ist, bildet dieser Einfall ein vorzügliches Erläuterungsbild zu dem Wesen Shelleys und seiner ganzen Zeit. Wir haben hier wieder die in der Revolutionszeit wurzelnde Auflehnung des Einzelmenschen gegen das Unpersönliche der Gesellschaftsordnung. Und zwar lehnt sich Shelley, der Schüler des Rationalisten Godwin, aus Gründen der Vernunft auf, — der Vernunft, die noch nicht an sich selbst Kritik geübt hat. Shelley stellt sich abstrakte Idealeinzelmenschen vor, die nie gelebt haben, und will von ihnen ausgehend, von rein vernünftigem Idealzustand, ganz theoretisch und abstrakt überlegend, die Anschauungen und Einrichtungen der Gesellschaft in ihrer sittlichen Gleichgiltigkeit kennzeichnen. Der Fehler hiebei ist nur, dass es sich in der praktischen Moral eben nie um Idealindividuen handelt, sondern um rein erfahrungsmässig wirkliche Glieder und — in gewissem Sinn — Erzeugnisse der Gesellschaft, die ihrerseits wieder etwas geschichtlich Gewordenes ist. Wo nun die Auflehnung gegen *geschichtlich* gewachsene Grössen für unser grösseres geschichtliches Verständnis zu weit geht, können wir wenigstens noch mitempfinden. Hier aber scheint uns gegen eine Ordnung der *Natur* selbst gesündigt: wir begründen unsern Widerwillen gegen den Inzest nicht nur historisch, sondern auch naturwissenschaftlich, medizinisch, vielmehr, er steht uns geradezu jenseits der Begründung, so stark und sicher ist er. Shelley aber ist vom Anschauen des lichtstrahlenden Bildes der reinen, idealen Menschheit geblendet. Er hat vom Rationalismus nur die

Methode und die Tendenz zu einer überwirklichen Welt übernommen. Diese letztere aber ist für ihn eine Welt des Gefühls, der „Gefühlsbegrifflichkeit" möchte ich sagen. Und eben dieser glänzende ideale Nebel rationalistisch-romantischer Ideen, der ihn umgibt und ihm die wahren Dinge verhüllt, macht es möglich, dass er darin ungeheuerlichere Gestalten sieht, als irgend ein Rationalist oder Romantiker. Andererseits aber wird dadurch auch das Abstossende und Perverse jener Idee fast gänzlich aufgelöst: Shelley ist ein so reiner Mensch, dass es hier fast wirkt, als käme eine Gestalt aus den Sphären, wo „keine Kleider, keine Falten decken den verklärten Leib", und sehe mit grossen Kinderaugen in das Getriebe dieser Welt, oder es spräche ein Kind ein schmutziges Wort ohne Verständnis aus.

Gerade an diesem auf die Spitze getriebenen Beispiel wird übrigens besonders klar, wie eigentümlich Shelleys Gedankenwelt aus rationalistischen und romantischen Elementen zusammengewoben ist. Es ist auffallend, dass der Inzest ein häufiges Problem der Romantiker ist, und bezeichnend, wie anders die reinen Romantiker es anfassen. Chateaubriand tut es als der raffinierte, dekadente Franzose: wenn René seiner Schwester eine widernatürliche Leidenschaft einflösst, so soll das die lodernde Flamme des genialen Individuums in ihrer alles verzehrenden, gesetzlosen Macht zeigen. Bei Byron ist es die trotzige und überlegene Reaktion der selbstsichern Stärke gegen die Verleumdungen der Gesellschaft, die ihn im Kain und Manfred daran rühren lässt; man hatte ihn des Schändlichsten beschuldigt: „Wohlan, *wenn* es so wäre?" fragt er herausfordernd. Der deutsche Goethe, der durch Reflexion und realistische Beobachtung die Romantik seines Sturms und Drangs überwand und klärte, hat die Blutschande als unheimliche, fürchterliche Tragik erfasst, um uns die schauerlichen Abgründe der menschlichen Seele schaudernd ahnen zu lassen; nur ihm war es möglich, in der Gestalt des

Harfners das Abscheuliche zu reiner, grosser, erschütternder Kunstwirkung zu erheben.

Verstanden werden muss dieses Problem als das letzte fahle Blatt des Baums der Revolution. Die „Ehe zu Vieren" unserer Romantiker ist nichts anderes, und Goethes Stella gehört in dieselbe Reihe. Die alten Formen sittlichen und sozialen Lebens genügen dem wachsenden Menschenwesen nicht mehr, und mancher lebendige Keim, der die Schale gesprengt hat, wächst ins Formlose aus.

Bei Shelley nun geschieht dieses absichtliche Heraustreten aus den gewöhnlichen Anschauungen in so drastischer Weise als möglich, nur in dem doppelten Sinn, Duldung zu erwecken und zu sagen: seht, nicht *darauf* kommt es an, sondern *hierauf*.

Auf das Positive nämlich. — In „Laon und Cythna" wie in „Rosalind und Helen" will Shelley das *Verhältnis von Mann und Frau* schildern, *wie es sein soll.*

Mann und Frau stehen sich hier als volle geistige Persönlichkeiten durchaus gleichberechtigt gegenüber. Sie entwickeln sich zusammen, sich gegenseitig beeinflussend; aber sie entwickeln sich frei, zu selbstwirkenden Personen. — In „Laon und Cythna" erscheint der Mann als der eigentlich Schaffende, wie Helene Richter treffend herausgestellt hat. Auch in „Rosalind und Helen" ist es so. Der Mann ist der Erzeuger der Gedanken und Leitbilder, welche dann beiden, dem Mann und der Frau, den Lebensinhalt geben. Helen wird von Lionel, Cythna von Laon in die weltbefreienden Gedanken eingeführt. Und sogar die tätigere von beiden, die Agitatorin Cythna, bleibt sich dessen durchaus bewusst. — Trotzdem glaube ich, dass es eine Unterschiebung ist, wenn man bei Shelley den Gedanken als einen theoretisch klar bewussten zu finden meint. Ich glaube vielmehr, dass das Verhältnis von Laon und Cythna beim Dichter ganz unüberlegt, ohne bestimmte Absicht, so geworden ist; Shelley hat hier

einfach, Ichdichter par excellence wie er ist, dem unverkennbaren und starken lehrhaften Drang seiner Natur unbewusst Ausdruck gegeben. Er muss, auch in der Gestalt Lionels und Laons und sogar im Begriff des Idealpoeten in der „Defence of Poetry," — er *muss* Lehrer aller Welt und auch seiner Geliebten sein. — Seiner Theorie nach aber kann er nicht die Absicht gehabt haben, eine Minderwertigkeit der Frau zu behaupten. Mit dem ihm eigenen Glauben an Begriffe hängt er an dem abstrakten Begriff der Persönlichkeit, der die Begriffe Mann und Frau schon synthetisch aufgesogen hat. Nur sind die eigentlichen „Begriffe" in seinem „Gefühlsdenken" immer latent, und in dem anschaulichen Ausdruck, der dafür eintritt, kann sich ihm natürlich leicht gefühlsmässig etwas einschleichen, was seiner Theorie fern liegt: Das Mannesgefühl z. B., dem die Frau als die empfangende erscheint, und welches dieses Verhältnis unbewusst vom Physischen aufs Geistige überträgt. — Für diese Auffassung spricht auch Shelleys praktisches Verhalten: Er hat Mary immer für wirklich schöpferisch angesehen. Ihren Roman „Frankenstein" nannte er, „one of the most original and complete productions of the day." (Prose Works I, 417). Eine Szene nannte er sogar „an exhibition of intellectual and imginative power which . . . has seldom been surpassed." (p. 419.) Aber für seine Gesamtauffassung des Weiblichen lässt sich daraus unmittelbar nichts schliessen. — Ich glaube, dass ihm das Problem, das durch die wachsende Frauenbewegung gestellt und verschärft wurde, überhaupt fern lag.

Das eigentlich Verbindende zwischen Mann und Frau sind bei Shelley die *gemeinsamen Ideale* und die Arbeit für dieselben. Ja die Ideale wachsen aus dem Verkehr der beiden Geschlechter; durch ihn gewinnen die erdachten — bei Shelley charakteristischerweise aus Büchern geschöpften — Gedanken erst Leben und Feuer und werden dadurch zu weltumgestaltenden Leitbildern. Aus dem edlen Eifer Cyth-

nas strömt es wie eine Kraft in Laon zurück und treibt ihn zu praktischer, sozialer Arbeit. Nicht nur das Denken und Schwärmen, sondern gerade das lebendige Eintreten für die Ideale in Arbeit und Leiden und Kampf führt die beiden zu der innigsten und höchsten Gemeinschaft. Weil sie, auch getrennt von einander, als auf sich selbst stehende Persönlichkeiten, ganz dieselben Ziele, dasselbe Tun und Wollen, den gleichen Inhalt innern Erlebens haben, deshalb ist es so natürlich, selbstverständlich, dass sie, sobald sie zusammenkommen, völlig zu *einer* Kraft zusammenströmen, eine Person in zwei Körpern, in einem Körper, werden.

## Die sinnliche Liebe.

Die Frau muss dem Manne also geistig gleich stehen. Dann ist die Grundlage für die wahre und natürliche Liebe, zu der beide bestimmt sind, gegeben. — Es ist durchaus nicht platonische Liebe, was Helen und Lionel, was Laon und Cythna nach ihrem Wiederfinden in ferne Regionen gewaltigster und heiliger Liebesglut entrückt. Helene Richter rechnet diese Stellen mit Recht zum „grossartigsten und zugleich zartesten aller erotischen Poesie." Hier ist mehr als platonische Liebe; es ist die vollkommenste Liebe von Seele zu Seele, ausgedrückt, ermöglicht, begleitet durch die vollkommenste sinnliche Liebe. Eine gewaltige, unerhörte Sinnlichkeit flammt in diesen Versen. Zwei Tage und zwei Nächte währt die titanische Liebeswonne Laons und Cythnas. Der „beautiful and ineffectual angel, beating in the void his luminous wings in vain", zu dem *Matthew Arnold* Shelley machen will, stammt sicher nicht aus einem mönchischen oder rein philosophischen Himmel. Aber die wunderbare Reinheit dieses Mannes, seine natürliche Unbefangenheit und Unschuld, taucht aus diesem schäumenden Meer der Sinnlich-

keit in um so makelloserer Frische und Schönheit empor. Das ist der Shelley, vor dem allein sich die nackten Kinderchen der Newtons nicht genieren; — eine unbezahlbare Szene, die Hogg geschildert hat. Das ist der Shelley, der ohne das geringste Bewusstsein einer Unschicklichkeit im primitivsten Kostüm durch eine gemischte Gesellschaft von Freunden läuft, als ihm das tückische Meer die Kleider fortgetragen hat. Die Ruhe, Klarheit, Sicherheit und Stärke seines geschlechtlichen Empfindens, das frei ist von aller Lüsternheit oder Unnatürlichkeit, ist bei seiner feinfühligen, nervösen Körperanlage besonders bemerkenswert. — Die Unverhülltheit der Behandlung des Geschlechtlichen geht bei Shelley durchaus aus der von Rousseau stammenden Theorie hervor, dass das „Natürliche" an sich gut sei. Wir haben gesehen, zu welchen Irrschlüssen in bezug auf soziale Sitten und Einrichtungen ihn dieser Gedanke führte. In dieser Anwendung aber ist er als unmittelbarer Ausdruck einer starken und guten Persönlichkeit unwiderleglich. Shelley's Schilderung der Brautnacht,

„ . . . the quick dying gasps
Of the life meeting, when the faint eyes swim
Through tears of a wide mist boundless and dim
In one caress . . ."

(Poet. Works I, 355.)

steht mit ihrer elementaren Gewalt, Naturnacktheit und Reinheit allein in der ganzen Liebeslyrik seiner Zeit. Von Wordsworth gilt auch in dieser Beziehung, was Shelley über ihn sagt: „Er wagte nicht den Gürtel der Natur zu lösen," und sogar der leidenschaftlichere, sinnliche und phantasiegewaltigere Coleridge hat nichts, was diesen Versen an die Seite zu stellen wäre. Landor, der in seinem Gebir Liebesszenen mit frankem Realismus schildert, hat doch nichts von der verehrenden Naturmystik Shelleys und nichts von dem hinreissenden Zauber seines Verses. In Byrons Poesie und

Leben spielt die Frauenliebe eine mindestens ebenso grosse Rolle, wie bei Shelley; aber in wie anderer Weise! Er ringt sich erst allmählich aus Sinnentaumel und Weiberverachtung, die mit sentimentalem Sehnen wechselt, zu einer höheren Auffassung der Liebe durch; die Liebe seiner Triebmenschen ist selten oder nie mehr als eine höchlich verfeinerte, manchmal allerdings zu naturhaftester Poesie geläuterte Sinnlichkeit, nur Shelley kann es wagen, den Schleier von dem höchsten Mysterium der Natur ganz zu lüften, ohne es zu entweihen; denn er ist selbst Natur, seine Sinnlichkeit quillt so selbstverständlich und harmonisch aus seiner ganzen Person hervor, die ihres „Lebens Leben" in höchster Geistigkeit lebt, ist in so ursprünglichem, nie gestörtem Einklang mit den Forderungen des Sittengesetzes, dass sie nicht nur ohne Schuldgefühl, sondern selbst ohne Scham ihrem heissesten Begehren, ihrer grenzenlosesten Wonne Ausdruck geben kann. Und will; die höchste Befriedigung der Sinnlichkeit gehört wesentlich zu dem Idealbild einer Liebe zwischen zwei ganzen Menschen, das Shelley in Laon und Cythna zeichnen will.

## Die Frau als Mutter.

Natürlich wie aus der Geschlechtsliebe das Kind entspringt, geht aus ihr eine neue Pflicht dieser ihrer Frucht gegenüber hervor. Shelley hat dies nicht verkannt. Er war selbst Kinderfreund und heiss liebender Vater. Als man ihm seine Kinder erster Ehe nehmen wollte, kämpfte er aufs äusserste um sie und war ausser sich vor Schmerz, als ihm der Richterspruch sie doch entriss. Hart traf ihn der Tod seines kleinen William in Rom, und das Gedicht, mit dem er sich den Schmerz von der Seele schreiben wollte, ist immer Fragment geblieben. In seiner Gattin Mary sah er eine hingebungsvolle Mutter, voll innigster Besorgnis und heisser

Liebe für ihre Kleinen, untröstlich, als sie ihr entrissen wurden.

Shelley hat denn auch vom *Mutterberuf der Frau* gross gedacht. In „Rosalind und Helen", das wir hier zu „Laon und Cythna" in Parallele stellen, ist für beide Heldinnen das Muttergefühl die höchste Betätigung ihrer Person, zusammen mit der Liebe zum Gatten, um die ja die eine überhaupt, die andere durch den frühen Tod des Geliebten betrogen wird. Die Mutterliebe ersetzt ihnen die Liebe zum Manne nach dessen Tod. Beide erfassen ihren Mutterberuf mit Leidenschaft. Hier finden beide ihre Lebensaufgabe: Ihre Kinder zu harmonischen und glücklichen Menschen zu erziehen. Die Mutterschaft erscheint so hier offenbar als natürliche Aufgabe der Frau, wie sie die natürliche Folge der natürlichen Bestimmung zur Geschlechtsliebe ist. Cythna wird diesem Beruf durch äussere Mächte entzogen: 1. durch die widernatürliche des Tyrannen, der ihr das Kind raubt; es handelt sich ja, wie in der Geschichte Rosalinds, um eine aus unnatürlichen, gestörten Verhältnissen hervorgehende Mutterschaft. 2. sieht es fast aus, als hätte eine höhere Macht dies Schicksal bestimmt oder benützt, um Cythna zur Prophetin, zur Agitatorin zu machen. Shelley kommt hier arglos und ahnungslos um eine Klippe herum, die späteren Neulandsuchern der Frauenfrage oft sehr problematisch im Wege stand: *wie wenn Mutterberuf und soziale Aufgaben in Konflikt kommen?* was ergibt sich daraus für die Frage der Frauenberufe? — Cythna findet im Paradies ihr Kind wieder, und darin alles, was ihr nach der Wiedervereinigung mit Laon noch zur höchsten Seligkeit fehlte. Die sinnbildliche Tiefe und der wunderbare poetische Glanz dieses Jenseitsbildes sagt mehr, oder enthält mindestens mehr Gefühls- und Willensantrieb als wissenschaftliche Bände über den Mutterberuf der Frau. Wie die alten Bilder der heiligen Familie, deren symbolische Bedeutung auch Goethe erfasst und in den

„Wanderjahren“ poetisch verwertet hat, so gibt Shelley hier ein weniger bürgerliches, heimliches, aber dafür um so tiefer symbolisch wirkendes Bild für die Urzelle der Gesellschaft, die in sich geschlossene und selige Dreieinigkeit der Familie, Mann, Weib und Kind.

Um so auffallender ist es, dass Shelley bei seinen Ansichten über die Ehe nicht *mehr* an die Kinder gedacht hat. Kinder sind doch ein natürliches Band der Liebe und der Pflicht für die Eltern, das sich als haltbar erweist, noch lange nachdem auch schon die innigste Gemeinschaft von Mann und Frau gestört ist. Dass Shelley Verständnis für das Interesse besitze, das der Staat am häuslichen Schicksal der Kinder hat, ist bei seiner Verkennung von Staat und Gesetz nicht zu erwarten. Wir haben es eben wieder mit jener optimistischen Naturmystik zu tun, die an einen idealmenschlichen natürlichen Kern der Menschen glaubt, welcher nur durch accessorische, umgeklebte Hüllen und Schalen — die staatlichen Einrichtungen und Gesetze — verdeckt werde. Shelley denkt: schafft die Gesetze ab, so wird der rein gute Kern aufkeimen; die Menschen werden so gut werden, dass die Kinder kein Problem mehr sein können: Man wird genug und übergenug Liebe für sie haben; wie soll dann ihre Erziehung Schaden leiden?

## Der soziale Beruf der Frau.

Das eigentlich Neue aber an dem Frauentypus, den Cythna repräsentiert, liegt nicht in seiner *Beziehung* zum Mann und zur Familie, sondern in der *zur Gesellschaft.* Das neue Frauenideal, welches hier verkündigt wird, ist nicht ein individualistisches, sondern ein soziales. Hier soll die Frau nicht mehr bloss eine Repräsentantin der „reinen Mensch-

lichkeit" an sich sein; sie soll auch nicht mehr bloss für den Mann und die Familie da sein. Ihr Lebensinhalt soll jetzt derselbe werden wie der des Mannes: Arbeit an der menschlichen Gesellschaft. Früher war die geschlechtliche Liebe, die Ehe, die Familie der Kreis, welcher die ganze Bestimmung der Frau enthielt. Nun wird die soziale Liebe eine neue Aufgabe für sie. Und gerade dadurch wird die Liebe von Mann und Frau reicher.

Welcher Art nun soll die soziale Arbeit der Frau sein? *Cythna ist Vorkämpferin, Agitatorin.* Sie redet und predigt; das ist ihre Aufgabe. Das ist der Frauentypus, den die französische Revolution hervorgebracht hatte: Umstossen, Neuschaffen, Revolution oder wenigstens Reformation ist ja auch geradezu sein Inhalt. Seit jener Zeit aber haben wir nie aufgehört, uns als Umgestalter zu fühlen; ja mehr: wir sehen es geradezu als das Wesen des Menschen an, dass er entwickelt, fortbildet, reformiert; der Glaube an bald zu erreichende ideale feste Formen ist in weiten Kreisen stark geschwunden; der Fortschritt ist Prinzip geworden. Damit ist aber jenem Frauentypus das geschichtliche Leben gesichert. Wir haben seither viele Cythnas gehabt, wir brauchen deren immer noch und werden sie haben.

Wir wissen, wie Shelley zu diesem Typus kam. Cythna ist ja lediglich ein idealisiertes, typisiertes Bild Mary Wollstonecrafts, der ersten Agitatorin, die öffentlich auftritt, um durch Wort und Tat neue Zustände für ihr Geschlecht heraufzuführen. — *Southey* mit seiner *„Joan of Arc"* scheint Shelley den Ruhm streitig zu machen, als der erste die Agitatorin in die Literatur eingeführt zu haben. Auch Southey war in seiner Jugendperiode, damals als er die Pantisokratie errichten wollte, von Mary Wollstonecrafts Ideen angesteckt worden (noch während seiner spanischen Reise hat er ernsthaft über „Industrial Communities of Women" dispu-

tiert)*). Seine „Joan of Arc" war nicht unwahrscheinlich mit angeregt durch Marys Gestalt. Die „missioned Maid" nun ist in ihrer Unschuld, Tugend und Natürlichkeit, mit der sie aus der „friedlichen Mitte" hervortritt und mehr tut als die tyrannischen und bigotten Herrschenden, ein Protest der Rousseau'schen reinen Natur gegen die politische und soziale Kulturverdorbenheit. Dass sie ein schwaches Mädchen ist, soll nur zur Erhöhung der Kontraste dienen. Southey hatte nicht die Absicht, die soziale Mission der *Frau* zu betonen. Es wird hier nicht ein grundsätzlich reformatorisches, fortschrittliches Frauenideal aufgestellt. Vielmehr ist es das alte häusliche, individuelle, (und hier sogar mit der charakteristischen Zimperlichkeit und Moralität behaftet) welches hier als Ausnahmefall in den Dienst der allgemeinen Revolutionsideen gestellt wird. Ihrem Geschlecht hat die Jungfrau nichts zu bedeuten; nur dem Staat, der nach wie vor ein Privileg der Männer bleibt. Für die Ideen, die der Dichter ausdrücken will, wäre es gleichgiltig gewesen, ob ein menschliches Weib oder die heilige Jungfrau oder ein Engel oder ein Schwanenritter göttliches Werkzeug gewesen wäre. Damit ist nicht widerrufen, was wir von einer leichten Beeinflussung der Stoffwahl des Dichters durch Mary Wollstonecraft sagten. Die Ähnlichkeit von Joan und Cythna scheint mir eine rein äusserliche zu sein; und auch zur Entstehungsgeschichte und Erklärung der Gestalt Cythnas gehört sie höchstens als ganz sekundäres anregendes Moment. Die erste Frauenrechtlerin der Literatur, Cythna, die Vorkämpferin der Frauenfreiheit und der Frauenliebe, hat in Mary, der ersten Frauenrechtlerin der Geschichte, ein viel wirkungsvolleres Vorbild gehabt, als in der nönnisch keuschen Joan.

Ähnlich stellt sich das Verhältnis Shelleys zu seiner Vorgängerin auf französischem Boden, *Madame de Staël.*

---

*) Dowden, „Southey" (Engl. Men of Letters).

Wie Mary Wollstonecraft tritt dieselbe für die Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus der Frauen ein. Ihr Problem ist die geniale Frau, welche sich durch Bildung selbständig und dadurch frei von der gesellschaftlichen Konvenienz gemacht hat. In dieser Frau will sie den immer noch in den alten konventionellen Anschauungen befangenen Männern ein neues Ideal der Frau und der Liebe vorhalten. In diesem Sinn hat sie als die erste den Typus der freiheitlichen, fortschrittlichen, selbständigen, mehr an die Öffentlichkeit tretenden Frau in die Literatur eingeführt. Sie ist nicht revolutionär und romantisch wie Shelley, sondern reformatorisch und realistisch: sie behält durchaus das praktische Problem, die tatsächlichen Verhältnisse im Auge, und ist deshalb z. B. der Ehe gegenüber sehr massvoll in ihren Forderungen. Die gesetzliche Möglichkeit der Ehescheidung ohne gesellschaftliches Odium, das ist alles, was sie will; Shelley fordert die freie Liebe. — Und ebensosehr wie ihre Romane wirkte ihr Leben auf die Zeitgenossen. Die streng sittliche Protestantin, die Frau von glänzendem Geist wagte es, Königin eines Hofs von geistreichen Männern zu werden, und nicht nur der Sitte, sondern sogar dem Welteroberer Napoleon selbst die Stirn zu bieten. — Shelley hat Madame de Stäel gekannt und bewundert. Deutliche Spuren eines Einflusses von ihrer Seite konnte ich nicht entdecken. Aber ich stellte sie hier in Parallele zu Shelley, um ihn auch auf diesem Gebiet der neu erwachsenden Frauenfrage, in seiner geschichtlichen Perspektive zu zeigen.

Shelley hat mit Cythna einen neuen Frauentypus in die Literatur eingeführt, und hat damit eine Tat getan, die in der Frauenbewegung fortwirkte. Mary Wollstonecrafts Gestalt war sein Vorbild; ihre Persönlichkeit hat er propagiert, mehr als ihre Lehre.

Nicht jede Frau kann Vorkämpferin sein wie Cythna, kann ihren Lebensinhalt durch Agitation gewinnen. Im An-

fang einer Bewegung freilich braucht man noch viele. Was aber später, was mit den andern? Was sollen nach Shelley die *Frauen überhaupt,* nicht die Frauengenies tun? — Man ist zunächst erstaunt, zu bemerken, wie mager Shelleys Antwort auf diese Frage ist; nicht nur in dem Gedicht, der Vision, „Laon und Cythna", sondern in seinem ganzen Werk. Nicht einmal idealistisch übers Ziel schiessende Einzelforderungen, wie wir sie erwarten könnten, sind zu finden. Nichts als Allgemeinheiten und Schlagwörter: Freiheit, Gleichberechtigung, hohe Geistesbildung. Wo er einmal nicht Prophet ist, der ferne leuchtende Ziele weist, sondern einfacher Zurechtweiser auf dem irdischen Weg dorthin, wo er nahe erreichbare Stationen zeigt, da ist er auffallend gemässigt, zurückhaltend und nüchtern. Wenn man von der Tyrannenfresserei seiner Jugendpoesie und den schimmernden Zukunftsspekulationen seiner spätern Zeit herkommt, setzen einen seine Verfassungsreformvorschläge durch ihren praktischen Sinn für das Mögliche in Erstaunen. So auch auf dem Gebiet der Frauenfrage, wo er es allerdings viel spärlicher tut. In seiner fragmentarischen Schrift „A philosophical View of Reform",*) (geschrieben wahrscheinlich 1819—20), spricht sich Shelley über die politische Wirksamkeit der Frauen aus. Er spricht von Repräsentationssystemen und meint, rein abstrakt betrachtet wäre das allgemeine Stimmrecht das Ideal für alle freien Nationen. Allein praktische Bedenken sprechen eher für einen Kompromiss. „Wenn die gegenwärtige Regierung willens wäre, auch nur ein geringes Mass von Reform zu gewähren, wäre es weiser, die Gabe als einen provisorischen, wenn auch nicht endgültigen Gewinn anzunehmen." Bentham u. a. Schriftsteller hatten die Zulassung von Frauen zum

*) Veröffentlicht in „Transcripts and Studies" by E. Dowden, London 1888. Zitiert von demselben in seiner Shelleybiographie. Bespr. Münch. Allg. Ztg. 1888, 264 beil.

Stimmrecht gefordert. Shelley aber erschien dieser Vorschlag wenigstens übereilt. „Sollte meine Meinung das Resultat übertriebenen Misstrauens gegen die Zukunft sein (of despondency), fügt er hinzu, so würde der Schreiber dieser Zeilen der letzte sein, sein Votum irgend einem System vorzuenthalten, das zu einer gleichen und vollen Entwicklung der Fähigkeiten aller lebenden Wesen führen könnte". — Das ist alles.

Wo Shelley einfach ganz abstrakt Gleichberechtigung, höhere Bildung und Freiheit fordert, sind uns die praktischen Fragen der Mädchenerziehung, der Frauenberufe, des Frauenerwerbs erwachsen. Auf diesen Wegen, durch viele Für und Wider Bahn brechend, suchen sich jetzt die Frauen die von Shelley geforderte Stellung zu verschaffen. Sie wollen sozial unabhängig werden, um nicht mehr durch den harten Druck der äusseren Verhältnisse zur Versorgungsheirat getrieben zu werden, *und* um ein würdigeres, inhaltvolleres Dasein zu gewinnen. Wie dieses nur allzu notwendige Bestreben sich mit der natürlichen Bestimmung der Frau zur Mutterschaft auseinanderzusetzen habe, welche Frauenberufe sich mit der Ehe vertragen, oder wie die Ehe solle durch die Frauenberufe alteriert werden: das sind die praktischen Probleme, an denen wir nun zu arbeiten haben. Für Shelley schlummern sie noch keimhaft in dem Schlagwort: Frauen, werdet frei. Aus Shelleys praktischen Beziehungen zu Frauen, zumal zu seiner Gattin, können wir noch etliches über diesen Punkt lernen. Er stachelt Mary fortwährend zu wissenschaftlicher Arbeit und zu poetischer Produktion an. Auch Claire Clairmont, die Stiefschwester seiner Frau, wird von dem literarischen und wissenschaftlichen Eifer angesteckt, schreibt Novellen und übersetzt Goethe. Beide sind Genossen seiner Studien. Immer sieht er dies als ernste Beschäftigung, nicht als schöngeistigen Zeitvertreib an: die Romane Marys haben ja als „originelle, ge-

dankenreiche Schöpfungen" wirklichen sozialen Wert. Von einem eigentlichen literarischen Beruf kann ja hier nicht die Rede sein. Mary ist ja Gattin und Mutter und hat darin Lebensberuf genug. Aber auch bei der unverheirateten Claire will er eigentlich nichts von einem „Beruf" wissen. Er ist zu gutherzig und fühlt zu weich, als dass er sie in den Kampf ums Dasein hinausweisen möchte, solang er dafür einstehen kann. — Der Sohn des reichen Baronets, der schwärmende Dichter, ist eben trotz der häufigen Geldnöte, in die er kam, zu sehr daran gewöhnt und zu optimistisch davon überzeugt, dass das Geld von irgendwoher kommt. Für Geldverdienen durch Berufsarbeit hat das göttliche Genie, dessen Werke niemand kauft, keinen Sinn. Geld ist ihm schmutzig. Diese Anschauung unterstützt auch den Hang seines guten Herzens zu ungemessener Freigebigkeit. — Uns ist auch die Frauenfrage soziale Frage, Geldfrage geworden. Uns scheint es nicht entwürdigend, wenn Frauen — wie Männer — in ehrlicher Arbeit Geld verdienen, um zu idealer harmonischer Ausbildung ihrer Persönlichkeit frei zu werden. Auch Shelley meint nicht, Arbeit schände; aber sein Idealismus schaudert vor dem Schmutz, der Herbheit und Derbheit des Lebens; er hat uns nicht gelehrt, dort anzufassen und durchzudringen. —

Weil er es nicht konnte. — Mary Wollstonecraft, die nicht Dichterin war, und die die Probleme ihres Geschlechts praktischer kannte, hat ja hier auch nicht mehr gegeben. Ihrer beider, und vornehmlich Shelleys geschichtliche Mission, war es, anzuregen, Kräfte zu wecken, Ziele zu stecken. — Der Folgezeit das Wegesuchen. Die Kraft zum unentwegten Weitersuchen aber ist die Shelleys: wahre, heisse, tiefe Menschenliebe. Sei seine Lehre unreif: seine glühende Persönlichkeit ist geschichtlich unüberwindbar, ein Vorbild und eine Kraftquelle für alle Zeiten.

Im engsten Zusammenhang mit Shelleys Ideen über die Bestimmung der Frau steht die einzige weibliche Gestalt aus *unserer* Welt, die Shelley geschaffen hat, *Beatrice Cenci*. — Shelley selbst hatte das Gefühl, er habe das Drama „The Cenci" „ohne die besonderen Gefühle und Ideen geschrieben, die sonst seine Dichtungen charakterisieren."*) Das mag wohl von den Gefühlen richtig sein, sofern sich die hier nicht in einer idealen Glanzwelt ausstrahlen durften; aber es gilt sicher nicht von den Ideen. Diese sprossen vielmehr ganz organisch aus seiner gesamten Ideenwelt hervor. Auch hier der Kampf gegen Tyrannei und etablierte Gewalt, sei's des Vaters, sei's des Papstes, und der Schmerz, die Entrüstung über

„Cruel, cold, formal man, righteous in words,
In deeds a Cain." (Poet. Works II, 222.)

Der alte Cenci, das moralische Ungeheuer,**) wirkt fast wie ein Symbol des Bösen, gleich dem Jupiter des „Prome-

*) Brief an Peacock, Juli 1819. (Prose Works II, 292).

**) Die Art, wie Shelley das abstossende Thema der Cenci angefasst hat, ist geeignet, Shelleys sexuelles Empfinden zu illustrieren. Mr. Dowden (II, 278) sagt mit Recht: „The drama, as he conceived it, is not so much a tragedy of unnatural lust as of monstrous and unnatural hate". Nicht nur weiss Shelley mit staunenswertem Takt das Widerlichste zu umgehen, sondern er benimmt dem Thema fast ganz — so weit es irgend denkbar ist — das sexuell Perverse. Vielleicht ist er so vor dem Forum medizinischer Psychologie „unpsychologisch" geworden; dafür aber ist er gesünder. Man mag die Wahl dieses Stoffes überhaupt eine Verirrung nennen. Aber er ist eine Verirrung des Problem-bearbeitenden Verstands, auch wohl des Geschmacks, eher als des gesunden, sittlichen Gefühls. Mindestens können wir hier so wenig wie bei seinen anderen Behandlungen des Inzestproblems auch nur die geringste Spur einer perversen Lüsternheit entdecken, die ihn zu diesem Stoff zöge. Man kann sich nur wundern, dass sein Gefühl indifferent bleibt, nicht diese Dinge mit Abscheu und Ekel überhaupt ablehnt. Über die Erklärung siehe vorne.

theus Unbound." — In der Auflehnung gegen die Gewalt und gegen die Vergewaltigung durch das Böse, das Machtprinzip ist Beatrice nichts als eine Schwester Cythnas. Dowden (II, 278) hat treffend dies Verhältnis herausgestellt, indem er klarlegte, was Shelley an Beatrices Charakter anzog: „The union of gentleness with heroic strength and energy in woman had for Shelley's imagination a peculiar attraction; the tyranny of evil power and the warfare in the world between hatred and love aroused his highest spiritual ardour." Allein die heroische Herbheit überwiegt; die innerste Triebkraft von Beatrices Charakter ist weniger die Liebe als die Idee der Gerechtigkeit. Hier will Shelley sogar eine tragische Schuld Beatrices sehen; denn „Revenge, retaliation, atonement, are pernicious mistakes." (Vorrede zu The Cenci.) Beatrice ist Cythna, in die gegebenen historischen Verhältnisse hineingestellt, mit einigen konkreten Zügen ausgestattet, die aus Shelleys Quellen stammen, und durch den furchtbaren Druck des Elends herber, einseitiger geworden. Ihre Sympathiegefühle haben an Glut und Begeisterung verloren, sind zu mild schwesterlichem Mitleiden geworden; und ihr Hass gegen die Unterdrückung hat sich gesteigert zu flammendem, gewaltigem Richterernst, der keine Konsequenzen scheut, fürchtet oder bereut. — Auch in den äusseren Schicksalen der beiden herrschen bezeichnende Ähnlichkeiten: die Aufruhrrede gegen herrschende Gewalt; die Vergewaltigung; das Scheitern des Befreiungsversuchs, weil die Tyrannen sich gegenseitig unterstützen.

Shelleys Psychologie des Frauenherzens zeigt keinen grossen Umfang. Sie ist in zu engem Zusammenhang mit seiner philosophisch - ethisch - sozialen Spekulation. Diese aber ist auch einfach, operiert nur mit ein paar Grundbegriffen und hat nicht das Bedürfnis, die Welt des sittlichen Lebens in seiner ganzen Vielgestaltigkeit zu erfassen und in das System hereinzubeziehen; die Grundbegriffe interessieren

ihn, nicht die Schattierungen und Abstufungen. Dafür aber reicht er mit diesen Begriffen ans Tiefste des Lebens. — So einfach und tief ist auch seine Psychologie. Er kennt die seelischen Grundkräfte von Mann und Frau: das wertende, nach voller Genüge begehrende Gefühl. Aber nur das Ideale und das Idealstreben sieht und sucht er; für die unendliche, beglückende Fülle der Individualisierung in Natur und Menschheit hat er keinen Sinn. Seine psychologische Erfahrung reicht kaum über sein eigenes Ich hinaus, und zwar gerade weil sein persönliches Innenleben, weil die Produktivität seines Gefühls und seiner Phantasie so ungewöhnlich stark ist. Zum Beobachten gehört eine gewisse Kühle, ein gewisses Fertigsein mit sich selber; in ihm aber arbeitet es fortwährend; desshalb nimmt er nur auf, was zu seinen ausgeprägten und lebhaften Gemütszuständen in Beziehung steht. Den eigentlichen Inhalt seines Seelenlebens aber bildet, wie im nächsten Kapitel dargetan werden soll, das Streben nach dem Übel- und Mangellosen, nach dem Vollkommenen. Man könnte deshalb fast sagen, die Individuation sei ihm wie Leibnitz der „metaphysische Sündenfall." — Es ist klar, dass wir von einem so gearteten Dichter — solange wenigstens als er nicht bewusst über seine Art hinausstrebt, und das beginnt bei Shelley allerdings mit den Cenci — keine reichhaltige Gallerie von Charakterzeichnungen zu erwarten haben. Zur Frauenschilderung scheint er durch das Vorherrschen des Gefühls in seinem Seelenleben berufen zu sein, zumal bei seiner ausgesprochenen erotischen Tendenz. Allein seine Erotik ist von einer ganz bestimmten, einseitigen Art; und der feurigste Liebhaber ist nicht immer der beste Beobachter. Um die Menge der verschiedenartigen Frauentypen der empirischen Welt zu kennen, in der die Cythnas nicht so gar häufig sind, war Shelley — das möchte ich im Hinblick auf Byron und andere „Frauenkenner" sagen — viel zu unschuldig, zu kindlich, zu idealistisch, viel zu warmherzig und

zu wenig raffiniert. Begeisterung, sittliches Pathos und Humor von der kindlich heiteren, phantasievollen Art, wie er von Shelley oft berichtet wird, sind zwar der Weg zu den reinsten Höhen des Weiblichen; aber sie reichen nicht aus, um eine Fülle verschiedener Gestalten, um Julia und Cressida, Miranda und Portia oder Beatrice, Kleopatra und Imogen zu schaffen.

# Benützte Literatur.


P. B. Shelley's Poetical Works, by W. M. Rossetti 1894.

P. B. Shelley's Prose Works, by Rich. Herne Shepherd, Lond. 1897.

Trelawny's Records of Shelley, Byron and the Author. Pickering 1878, 2 vols.

E. Dowden, Life of P. B. Shelley, 1886.

Peacock, Articles on Shelley in Fraser's Magazine, 1858 & 1860.

Helene Richter, P. B. Shelley, 1898.

W. M. Rossetti, A Memoir of P. B. Sh. 1894.

W. M. Rossetti, A Memoir of Mrs. Shelley.

J. A. Symonds, Shelley („English Men of Letters") 1887.

G. Brandes, Shelley und Byron, Leipzig 1893.

G. Brandes, Hauptströmungen.

Shelley Society's Papers, Part. I & II 1891.

(Von den zahlreichen, hier enthaltenen Aufsätzen sind besonders zu nennen:

A. Dillon, Sh.'s Philosophy of Love,

H. S. Salt, A Study of Shelley's Julian and Maddalo,

H. Sweet, Shelley's Nature Poetry,

Dr. J. Todhunter, Shelley and the Marriage Question,

Rossetti, On Prometheus Unbound.)

Ackermann, Quellen, Vorbilder, Stoffe zu Sh.'s poet. Werken, Leipzig 1890.

Ueber Godwin und Mary Wollstonecraft, besonders:

Leslie Stephen, English Thought,

H. Richter, Mary Wollstonecraft, die Verfasserin der Rechte der Frau, Wien 1892.

Ueber Plato, Dante u. a.:
Windelband, Geschichte der Philosophie 1900,
Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker, 1899,
Rohde, Psyche 1903,
J. A. Scartazzini, Dante 1896,
Wegele, Dante Alighieris Leben und Werke 1879,
Körting, Gesch. der Literatur Italiens.
R. W. Church, Spenser (Engl. Men of Letters) 1892.

Von Literaturgeschichten besonders:
englische: Saintsbury, Morley, Taine, Hettner (18. Jhdt.);
französische: Lanson, Junker, Birch-Hirschfeld.

Ausserdem verschiedene Nummern der Zeitschriften:
Academy, Anglia, Athenaeum, Engl. Stud., Lit. Blatt f. gm. u. rom. Phil., Notes and Queries, Poet-Lore, Zeitschrift f. vergl. Lit.-Gesch., Münch. Allg. Zeitung, Euphorion.

Vorliegende Dissertation ist, wie aus dem Plan der Arbeit ersichtlich, nur der erste Teil einer grösseren Abhandlung, die in der Sammlung „Literarhistorische Forschungen", herausgegeben von Professor Dr. J. Schick und Prof. Dr. M. Frh. v. Waldberg erscheint.

# Lebenslauf.

Ich, Otto Maurer, bin geboren am 12. März 1880 zu Kirchheim u. Teck (Württ.), als Sohn des verstorbenen Professors Christian Maurer und Friedericke, geb. Malsch. Ich bin evangelischer Konfession.

Ich besuchte nacheinander die Elementarschule und die Realschule meiner Vaterstadt, dann das Realprogymnasium in Nürtingen, zuletzt das Realgymnasium in Stuttgart, wo ich im Herbst 1898 das Zeugnis der Reife erlangte.

Hierauf war ich bis Mai 1899 in einer Maschinenfabrik zu Esslingen als Praktikant tätig, wandte mich dann aber dem Studium der neueren Sprachen zu, dem ich 10 Semester lang auf der Hochschule in Stuttgart und den Universitäten Tübingen und Berlin oblag. Das Wintersemester 1902/03 brachte ich in Paris, das Sommersemester 1903 in London zu.

Meine Lehrer waren die Herren Fischer, Franz, Voretzsch, Busch, Below, Heinemann, Bohnenberger, Sapper, Delbrück, Brandl, Erich Schmidt. Ich durfte an den englischen, französischen und deutschen Seminarübungen der Herren Franz, Voretzsch und Fischer teilnehmen.

Allen diesen Herren, insbesondere dem Herrn Professor Wilhelm Franz bin ich zu grösstem Danke verpflichtet.